

KURT GENTZ

Im Reiche der Fischreiher



Kurt Gentz
Im Reiche der Fischreiher

KURT GENTZ

IM REICHE DER FISCHREIHER

Heimatliche Vogelwelt
erlebt und photographiert

Mit 63 Abbildungen
und 4 Farbtafeln nach Aufnahmen
des Verfassers



SACHSENVERLAG DRESDEN

1952

Copyright 1952 by Sachsenverlag Dresden. Liz.-Nr. 429/2/52
Alle Rechte an den Abbildungen bleiben ausdrücklich dem Verfasser vorbehalten. Printed in Germany
Für den Schutzumschlag wurde ein Farbloto des Verfassers verwendet
Gesamtherstellung: Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei, Dresden N 23. 8977. Archiv-Nr. 3003

GELEITWORT

Dieses Buch führt den Leser in einen Teil unserer schönen deutschen Heimat, nach Ost-sachsen, in das Gebiet der großen Teiche, der rauschenden Kiefernwälder, die sich nördlich der Linie Kamenz—Bautzen—Görlitz hinziehen. Es schildert Erlebnisse und bringt Aufnahmen aus unserer heimischen Vogelwelt, die im Zeitraum von zwölf Jahren entstanden sind.

Das Buch will die Liebe zu unserer deutschen Heimat wecken und vertiefen. Es will also auf seine Art das Nationalbewußtsein fördern, das den Gedanken der Liebe zum eigenen Vaterland und der Gleichberechtigung der Nationen auf der Grundlage des friedlichen Zusammenlebens aller Nationen zum Inhalt hat.

Zweitens soll das Interesse für unsere heimische Vogelwelt geweckt werden. Die Ornithologie, die Wissenschaft vom Vogel, bleibt trockene Stubengelehrsamkeit, wenn sie nicht ergänzt wird durch die Beobachtungen am lebenden Vogel in seinem Biotop („Biotop“ ist der naturwissenschaftliche Ausdruck für den Lebensraum des Vogels), sei es im Wald, im Moor, im Rohrdickicht der Teiche, auf den Äckern und Rainen, sei es in den Hecken und Parkanlagen der Dörfer und Städte. Schließlich soll das Buch werben für den Gedanken des Vogel- und Heimatschutzes. Doch dabei ist es notwendig, sich eindeutig von all denen abzugrenzen, die in romantisch-sentimentale Ergüsse verfallen, wenn sie von Heimat- und von Vogelschutz sprechen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß der Mensch die Natur, indem er sie seinen Zwecken dienstbar macht, unaufhörlich verändert. Das gilt selbstverständlich auch für das Landschaftsbild, gilt für die Vegetation, für die Tierwelt und damit auch für den Lebensraum unserer heimischen Vögel. Eine Anzahl Vogelarten vermag sich nicht den Bedingungen anzupassen, die die Veränderung der Umwelt mit sich bringt und die dadurch eingetreten sind, daß der Mensch Flüsse reguliert, Sümpfe und Moore trockenlegt, Wälder anpflanzt und abholzt, immer mehr Brachland unter den Pflug nimmt. Die unausbleibliche Folge davon

ist, daß einige Vogelarten, die als Kulturflüchter bekannt sind, in ihrem Bestand mehr und mehr zurückgehen. Darüber zu jammern ist sinnlos. Die „gute alte Zeit“ zu preisen, weil sie für eine Anzahl heute sehr selten gewordener Vogelarten — den Schwarzstorch, den Schlangennadler, den Uhu, den Stein- und Seeadler, den Goldregenpfeifer und andere — günstigere Lebensbedingungen bot als die Gegenwart, ist höchst unnütz und letzten Endes rückschrittlich. Im Gegenteil, wir sollten, sofern wir Interesse für die heimische Vogelwelt haben, mit wachen Sinnen studieren, welche Veränderungen im Bestand unserer Vogelwelt mit der Veränderung der Umwelt auftreten, anstatt darüber zu jammern, daß einige Vogelarten unserer Heimat auszusterben drohen. Wir sollten, gestützt auf die reichen Erfahrungen zahlreicher verdienter Ornithologen, Schutzmaßnahmen durchsetzen, die das Aussterben seltener Vogelarten verhindern.

Jede Landschaft verändert sich im Laufe der Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte durch die Einwirkung des Menschen mehr und mehr, mit ihr das Vegetationsbild, mit ihm die Welt der Vögel, der Käfer und Schmetterlinge, der Säugetiere. Bleibt sie deshalb nicht unsere Heimat, gleich liebenswert wie ehemals? Gibt die neuerstandene Kulturlandschaft dem fortschrittlichen Naturwissenschaftler nicht eine ganze Anzahl neuer Probleme auf, stellt sie ihn nicht vor neue Aufgaben, führt sie ihn nicht zu neuen Erkenntnissen, bringt sie nicht auch den Freunden unserer heimischen Vogelwelt neue Einsichten und manche erfreuliche Überraschung durch Einwanderung neuer Arten in unsere Heimat?

Selbstverständlich ist der Schutz unserer heimischen Vogelwelt dringend nötig. Die andeuteten Veränderungen der Umwelt, die einzelnen Vogelarten die Möglichkeit zu leben nehmen, gehen nur sehr allmählich vonstatten. Aber vielen Vogelarten droht unmittelbar durch den Menschen Gefahr, nicht nur weil er die Umweltbedingungen verändert, sondern weil der Mensch den Vögeln aus kleinlichen Nützlichkeitsbetrachtungen nach dem Leben trachtet, sie in Tellereisen fängt und erschlägt, ihre Nester plündert, um die Eier zu verkaufen, ihre Horste zerstört und sie durch Auslegen von Giftbrocken vernichtet. Wir wollen nur einige Beispiele anführen, die zeigen, wie notwendig der Schutz vieler unserer Vögel ist. In Sachsen brüten nur noch einige Dutzend Fischreiher in einer Kolonie. Der Schaden, den sie angeblich den Teichpächtern zufügen, ist, volkswirtschaftlich gesehen, von untergeordneter Bedeutung. Trotzdem werden für jeden im Tellereisen gefangenen und erschlagenen Reiher von Fischereigenossenschaften Prämien

gezahlt. Das gleiche gilt für den selten gewordenen Fischadler, der in Sachsen höchstwahrscheinlich überhaupt nicht mehr Brutvogel ist und den man auf die gleiche barbarische Art und Weise fängt und tötet, um die Prämie zu kassieren. Unsere ostsächsischen Lachmöwenkolonien gehen in ihrem Bestand immer mehr zurück, weil trotz mancher Schutzmaßnahmen die Nester Jahr für Jahr rücksichtslos geplündert werden. Die Lachmöwen richten keinerlei Schaden an. Trotzdem stehlen gewissenlose Menschen jedes Jahr Hunderte von Möweneiern, um billiges Hühnerfutter zu haben oder durch den Verkauf der Eier Geld zu verdienen. Der farbenprächtige kleine Eisvogel ist durch den Menschen ebenfalls gefährdet. Auch er wird in Tellereisen gefangen, weil er ein ausgesprochener Fischfresser ist. Ebenso stellt man dem Hühnerhabicht, dem Wanderfalken und einer Reihe anderer Vogelarten um des Geldes willen nach. Sie alle müssen gegen die Habgier einzelner Menschen geschützt werden.

Dadurch, daß Teichpächter während der Monate Mai und Juni das junge Rohr der Teiche in großen Mengen schneiden lassen, werden nicht nur Lachmöwengelege, sondern alljährlich unzählige Gelege unserer heimischen Wasser- und Sumpfvögel vernichtet. Gewiß, vom Standpunkt der Teichwirtschaft und der Fischzucht ist es eine Notwendigkeit, die Teiche von Zeit zu Zeit immer wieder vom Rohr und Schilf zu säubern. Doch muß das nicht während der Brutmonate geschehen. Es ist ein technisch durchaus zu bewältigendes Problem, wenn man mit dem Rohrschneiden erst im Juli beginnt.

In diesem Sinne setze ich mich nachdrücklich für den Schutz unserer heimischen, in ihrem Bestand gefährdeten Vögel ein und will mit diesem Beitrag helfen, den Gedanken des Vogelschutzes in weite Kreise zu tragen.

Das Buch ist unserer Jugend gewidmet. In den Organisationen der Jungen Pioniere und der Freien Deutschen Jugend wachsen junge Menschen, die Kinder unserer Arbeiter und Bauern, unserer technischen und wissenschaftlichen Intelligenz, heran, die alle Fähigkeiten und Talente beim Studium der Naturwissenschaften und der Gesellschaftswissenschaften frei entfalten können, nachdem in der Deutschen Demokratischen Republik alle wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen zum Aufbau des Sozialismus geschaffen wurden. Ich weiß aus meiner eigenen Jugend: In vielen Jungen und Mädchen steckt ein kleiner Naturforscher, der mit Feuereifer auf Entdeckungsfahrten geht, der begierig lernt und die Natur studiert. Vielleicht bringt das Buch

manchem unserer jungen Freunde Anregungen, ein Teilgebiet der angewandten Naturwissenschaften, die Ornithologie, und unsere heimische Vogelwelt selbst zu studieren. Der junge Mensch wird später auf der Hochschule und im Beruf verstehen lernen, daß auch die Vogelkunde nicht nur eine schöne Liebhaberei ist, sondern viele Probleme klären hilft, daß durch sie unsere gesamte Wirtschaft großen Nutzen hat, unsere Wissenschaften und unser kulturelles Leben reiche Anregungen erhalten. Das Buch soll besonders unserer Jugend durch die Abbildungen nach Originalphotos zeigen, daß es heute für den jungen Naturwissenschaftler wertvoller ist, photographische Naturdokumente aus unserer Vogelwelt zu sammeln als die Eier oder die Bälge der Vögel.

Viele der Aufnahmen wurden mit verbesserten und zum Teil nach neuen Prinzipien arbeitenden Kameras unserer volkseigenen optischen und feinmechanischen Industrie gemacht. Sie sind ein beredtes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit und die hervorragende Qualitätsarbeit der Betriebe unseres Volkes. Ich schicke das Buch auf die Reise in die Öffentlichkeit mit dem Wunsch, daß es dazu beitragen möge, in unseren jungen Menschen aus Stadt und Land die Liebe zu ihrer Heimat zu wecken, Freude und Belehrung über die heimische Vogelwelt zu vermitteln.

INHALT

Frühlingsritt mit dem Steckenpferd	11—23
Entdeckerfreuden	24—36
Zu Gast bei den Fischreihern	37—55
Wir besuchen den Sterngucker	56—67
Der Hengst	68—78
Erlebnisse mit Rohrweihen	79—86
Am Brutplatz des Königsfischers	87—97
Rotbleßchen	98—104
Wenn die Störche ziehen	105—107

FRÜHLINGSRITT MIT DEM STECKENPFERD

Wieder einmal strahlte die Frühlingssonne über den vielen hundert Seen und Teichen meiner Heimat. In den stillen, blanken Wasserflächen spiegelten sich der blaue Himmel und die weißen Federwölkchen. Goldbraun leuchtete der vorjährige Rohrwald in der Sonne. Weißstämmige Birken, mächtige Eichen, schlanke Erlen säumten die Teichdämme. Am Horizont das Blau eines Kiefernwaldes, der Kirchturm eines kleinen Dorfes, und ganz in der Ferne die zarte, silbergraue Silhouette der Lausitzer Berge.

Ich war, wie so oft schon, aus der Großstadt gekommen, um frohes Wiedersehen zu feiern mit den Teichen, ihren rauschenden Rohrwäldern, den birkenbestandenen Dämmen, mit der Kiefernheide und dem Wiesenbach — und mit den Vögeln in Sumpf und Rohr, im Moor und auf der Heide. Ihnen galt seit langem meine Liebe, und ihnen nahe zu sein ist mein ständiges Bemühen. Ich stehe mit ihnen auf du und du, wenn es auch nur ein einseitiges Verhältnis ist und meine Liebe nicht erwidert wird. Ach, ich weiß, es ist ein merkwürdiges Steckenpferd, das ich da reite. Viele werden es unbegreiflich finden, daß ein Mensch Gefallen daran hat, in seiner kargen Freizeit stundenlang im Rohrdickicht eines Teiches umherzuirren, nach einem Vogelnest zu suchen, mit dem Fernglas dem Liebesspiel der Haubentaucher zuzusehen, Freude zu haben an den Fischkünsten der grauen Reiher. Und viele kluge Leute schütteln die Köpfe und lächeln ein wenig mitleidig, wenn sie hören, daß es jemand Vergnügen macht, an Sonn- und Feiertagen und während seiner Ferientage gebückt im Schilfversteck oder fünfzehn Meter hoch im Wipfel einer Kiefer zu kauern, nur um den Eisvogel oder irgendeinen anderen der Gefiederten, die sie meistens nicht einmal dem Namen nach kennen, auf die photographische Platte zu bannen. Als einmal im Freundeskreis das Gespräch auf diese Dinge kam, wurde ich gefragt: „Aber Menschenskind, bringt denn die Schinderei wenigstens etwas ein?“ Ach, welche Frage! Ein Steckenpferd ist doch kein Märchen-Goldesel, der hinten und vorn Dukaten von sich gibt. Ganz im Gegenteil. Vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet, ist es höchst verwerflich, ein Steckenpferd zu haben. Doch ich denke, es gibt auch Menschen, die meine Leidenschaft verstehen, die nachfühlen können, welche Freude es macht, den Vögeln unserer Heimat auf wenige Meter gegenüberzustehen, sie beim Nestbau zu belauschen, bei der Hochzeit, beim Brüten, dem Atzen und Führen der Jungen. Und jedesmal erlebe ich von neuem Entdeckerfreuden, packt mich das Fieber bei der Jagd mit der Kamera. Aber noch mehr: Immer wieder, wenn ich — selbst ungesehen und ungehört — einem Vogel am Neste auf Reichweite nahe bin,

wenn ich einen Blick tun darf in sein Nestgeheimnis, immer wieder faßt mich dann Bewunderung vor der Natur, die sich, wie in allem, so auch im Leben der Vögel offenbart und deren Rätsel zu lösen dem Menschen mehr und mehr gelingt, indem er die Gesetze des Lebens aufdeckt und seinen Zwecken dienstbar zu machen lernt.

Da stand ich also wieder einmal an einem der großen, schönen Teiche inmitten seiner Rohrwildnis. Ich hatte ihn seit langem ins Herz geschlossen. Wie viele Erinnerungen verbanden sich mit ihm, wie viele aufregende Erlebnisse. Hier hörte ich das erstemal in meinem Leben den tiefen, geheimnisvoll klingenden Ruf der großen Rohrdommel. Hier ruft das Zwergrohrdommelmännchen mit weichem, zärtlichem Ton nach seinem Ehepartner. Hier horsten Jahr für Jahr im hohen Altschilfbestand die Rohrweihen. Bleßhühner und Wasserrallen, das bunte Volk der Taucher und Enten, Trauerseeschwalben und Lachmöwen, die Rohrsänger und den Kuckuck, alle kann man hier finden, wenn sie Hochzeit machen. Im dichten Unterholz der baum- und buschbestandenen Dämme brüten Grasmücken, Neuntöter, Goldammern und viele andere Vogelarten. In den sparrigen Weidenbüschen an den verlandenden Teichrändern hat die Turteltaube ihr kunstloses Nest. Hier traf ich auch regelmäßig den Eisvogel, den der Volksmund wegen seines schillernden Gefieders den Königsfischer nennt. Er hatte immer den gleichen Platz, saß stets auf dem untersten Ast einer weit über das Wasser hängenden Birke und blickte, auf Beute lauernd, aufmerksam auf den Wasserspiegel.

Und welch ein Leben im Herbst, wenn die Teiche abgelassen werden! Da trippeln Alpenstrandläufer geschäftig im flachen Schlick umher. Kiebitze und Bekassinen, Rotschenkel, Kiebitzregenpfeifer, Limosen und Wasserläufer, vereinzelt auch einmal ein paar Kampfläufer — alle finden hier Nahrung in Hülle und Fülle. Krick-, Knäk-, Stock- und Löffelenten gründeln eifrig im seichten, abfließenden Wasser, so daß zeitweise nur ihr Hinterteil aus dem Wasser herausguckt. Auch die stattlichen Fischreiher fehlen nicht. Sie stehen hochbeinig zwischen den Scharen von Nebel- und Saatkrähen, die emsig umhertrippeln; und auf dem „Ständer“, dem schmalen Wasserdurchlaß in den anschließenden Teich, sitzt öfter auch in dieser Zeit der Königsfischer und hält nach Fischen Ausschau.

Jetzt, Mitte April, fehlt noch mancher meiner Freunde. Doch viele sind da und sitzen, zum Teil schon brütend, auf den vollen Gelegen. An den Großteich schließen sich eine ganze Anzahl kleinerer Teiche an, die während des Winters trocken gelegen haben und jetzt noch nicht „angespannt“, das heißt voll Wasser gelaufen sind. Sie liegen recht eintönig und kahl da, scheinbar ganz uninteressante, flache Schlammflächen, die nur spärlichen Pflanzenwuchs zeigen. Aber ich wußte, was hier zu finden war. Mit dem Prismen-

glas suchte ich Meter für Meter des schlickigen Teichbodens ab. Richtig, da saß, kaum hundert Meter entfernt, ein Kiebitz, völlig unbeweglich, offensichtlich bereits brütend. Und schon packte mich der Jagdeifer. Langsam ging ich auf ihn zu, ohne ihn zunächst mit bloßem Auge deutlich erkennen zu können. Der feuchte Schlamm quietschte und quirlte unter meinen Füßen und machte das Gehen schwer. Kaum zwanzig Meter war ich gegangen, da hatte sich der Kiebitz erhoben, trippelte schnell seitlich weg — jetzt, da er sich bewegte, konnte ich ihn mit bloßem Auge gut sehen —, flog auf und schwenkte lautlos ab. Nun hieß es scharf aufpassen, um die Richtung nicht zu verlieren. Es dauerte nicht lange, da stand ich vor dem noch unvollständigen Kiebitzgelege. In einer kleinen, flachen Bodenmulde, die nur mit ein paar Hälmchen ausgelegt war, lagen drei Eier. Vom Vogel selbst war nichts zu sehen und zu hören. Da durchzuckte mich ein freudiger Schreck. Über mir hörte ich das wohlbekannte „Tüht — tüht“ des Rotschenkels. Also hatte auch er sich wieder eingestellt. Voll Eifer suchte ich nach seinem Gelege und freute mich riesig, als ich es gefunden hatte. In einer rundgedrehten, ziemlich tiefen Mulde lagen drei Eier, den Kiebitzeiern auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich. Wie anpassungsfähig doch viele Vögel beim Nestbau sind! Der Rotschenkel legt sein Nest meist im hohen Gras sumpfiger Wiesen an. Während des Brütens zieht er die Halme von allen Seiten über sich zusammen, so daß er mit seinem sorgsam verborgenen Schatz wie in einer kleinen, grünen Laube sitzt. Aber hier nichts von alledem. Das Nest war ohne jede Deckung im Schlickboden des trockenen Teiches angelegt, so, wie ich es schon mehrere Jahre kannte. Das gleiche erlebte ich bei der schwarزشwänzigen Uferschnepfe, der Limose. Auch ihr Nest fand ich auf dem fast kahlen, lehmigen Boden eines abgelassenen Teiches, während es in der Regel im hohen Gras großer Wiesen steht, den Blicken eierlüsterner Krähen entzogen.

Im Weitergehen mußte ich daran denken, wie mich ein Kiebitz genarrt hatte, als ich ihn das erstemal am Nest photographieren wollte. Oh, ihr glaubt gar nicht, welch kluger Vogel das war — allerdings aus der Art geschlagen, denn die meisten Kiebitze sind viel weniger gewitzt, als gerade dieser war, wie ich später öfter feststellte. Aber dieser Kiebitz hat mich mehrmals an der Nase herumgeführt. Wie das zugegangen ist? Hört zu! Sein Nest hatte ich nach langem Suchen gefunden und unter allen erdenklichen Vorichtsmaßregeln in der Nähe ein gut getarntes Versteck aufgebaut. Er hatte die Störung auch nicht übelgenommen und weitergebrütet, als ich verschwunden war. Woher ich das weiß? Sehr einfach. Als ich am nächsten Tage zum Gelege kam, waren die Eier brutwarm. Schließlich kam die Stunde, wo ich, mit Stativ und Kamera beladen, in das Ver-

steck schlüpfte und gespannt darauf wartete, daß der Kiebitz wieder auf das Gelege käme. Da saß ich nun zusammengekauert im engen Versteck. Es verging eine halbe Stunde. Vom Vogel war nichts zu sehen und zu hören. Eine Stunde war vorüber. Nichts! Eine zweite Stunde verging und eine dritte. Doch dem Kiebitz fiel es gar nicht ein, an das Nest zu kommen, um zu brüten. Ich war verzweifelt, ich zerbrach mir den Kopf über diesen Mißerfolg und zog schließlich lendenlahm und unverrichteterdinge wieder ab. Heute kenne ich die einfache Lösung des Rätsels: Der Kiebitz beobachtet alle Vorgänge in der Nähe seines Nestes sehr genau. An das Versteck, in diesem Falle ein kleines, etwa einen Meter hohes Zelt, das ich rundherum mit Weidenzweigen verkleidet hatte, gewöhnt er sich meistens sehr schnell. Doch er sieht natürlich auch, daß da irgend etwas nach dem Versteck geht, das in so bedrohlicher Nähe des Nestes steht. Kommt das Etwas nicht wieder aus dem Versteck heraus, dann droht Gefahr, und Freund Kiebitz geht nicht zum Nest, so sehr ihn auch der Brutzwang zu den Eiern treibt. Gehen aber zwei Menschen zum Versteck und verläßt es nach kurzer Zeit einer wieder, dann ist für den Vogel die Sache in Ordnung, denn mehr als bis eins vermag er offenbar nicht zu zählen. Als ich später diese List anwandte, kam er oft schon nach wenigen Minuten wieder auf das Gelege und brütete weiter.

Hier, im Reiche der Reiher, der Dommeln und Taucher, der Rallen und Enten, das auch mein Reich ist, reiht sich Teich an Teich, nur unterbrochen durch das Labyrinth der baumbestandenen Längs- und Querdämme. Welche Freude, an einem solchen Frühlingstag auf den vertrauten heimlichen Wegen dahinzuschlendern! Zur Linken und Rechten Wasserflächen; in jeder kleinen Welle glitzert das Sonnenlicht. Da liegen mehrere hundert Stock-, Tafel- und Löffelenten, die Männchen in ihren vielfarbigen Hochzeitskleidern. Am Horizont der blinkenden Wasserfläche leuchtet das Gelb des Rohrwaldes. Von ihm heben sich die Silhouetten mehrerer Graugänse ab. Ein Paar Haubentaucher balzen Brust an Brust. Von weit her trägt mir der Wind den dunklen Ruf der Rohrdommel zu. Im Weitergehen habe ich einen Eisvogel aufgeschreckt, der am Ufer auf einem überhängenden Aste saß. Mit lautem „Tiet . . . tititititi . . . tiet“ schwirrt er pfeilgerade und schnell über das Wasser davon. Ein Schoof Schellenten fliegt klingelnd über mich weg und fällt im nächsten Teich wieder ein. Durch das Glas sehe ich über dem Altschilfbestand eine Rohrweihe kreisen.

Doch die Krönung all dieser schönen Frühjahrserlebnisse ist für mich immer wieder die Beobachtung der Kraniche, die in der Oberlausitz an den ihnen zusagenden Orten jedes Jahr zu mehreren Paaren brüten. Einmal, es war Ende März, war ich unterwegs zu den

Kranichen und stand im frühen Morgenlicht am Rande einer Waldwiese. In schweren Schwaden lag der Nebel in dem kleinen Wiesental. Dahinter, nur von einem schmalen Mischwald von Erlen und Eichen getrennt, lag der Waldteich, seit Jahren der Brutplatz der Kraniche. Werden sie dieses Jahr wieder eingetroffen sein? Erwartungsvoll lauschte ich einige Minuten. Da drang auch schon der laute, weithin hallende Kranichruf zu mir herüber. „Korluh . . . Korluh!“ schmetterten die beiden Vögel abwechselnd ihren Liebesruf in den jungen Frühlingstag. Leise schleiche ich mich an den Teichdamm, hebe vorsichtig das Prismenglas, suche die weite, mit schütterem Rohr bestandene Wasserfläche ab. Da stehen sie beide, diese herrlichen Großvögel unserer Heimat. Er führt vor seiner Auserkorenen gerade einen Balztanz auf. Langsam vom Weibchen wegschreitend, kippt er mehrmals mit dem ganzen Körper vornüber, macht anschließend einige Flügelschläge, läuft in einem Bogen wieder mit den gleichen kippenden Bewegungen, den gleichen gravitätischen Schritten und dem Flügelschlagen am Schluß auf sein Weibchen zu. Sie ist vom Balztanz anscheinend völlig unberührt, hebt nur von Zeit zu Zeit sichernd den langen Hals, um erneut langsam weiterzuschreiten und nach Futter zu suchen. Wenige Wochen später traf ich, als ich zusammen mit einem guten Freund in der Nähe eines zweiten Kranichbrutplatzes stand, sogar fünf Kraniche balzend an, die sich bis in den Frühsommer in der Gegend umhertrieben.

Die Kraniche lieben einsame, stille, vom Wald umschlossene, verlandende Teiche, die ihnen im schütterten Rohr des Frühjahrs genügend Deckung bieten und die sie möglichst von allen Seiten aus zu überblicken vermögen, um sich bei drohender Gefahr leise, geduckt, vom großen, flachen Bodennest wegschleichen zu können. Erst wenn sich der große Vogel — in Gestalt und Flugbild dem Storch ähnlich — mehrere hundert Meter vom Nest entfernt hat, fliegt er auf, seinem Partner nach, der auf Wache gestanden und sich bereits vorher in die Lüfte erhoben hat. Kommt der Störenfried dem Kranichnest zu nahe — er braucht es noch längst nicht gefunden zu haben —, dann kommen ihm die beiden Vögel mit aufgeregten Rufen entgegengeflogen. Wiederholt sich die Störung mehrmals, dann verlassen sie bestimmt das Gelege. Denn eines vor allem braucht der Kranich, der, wie viele unserer Großvögel, Jahr für Jahr zu dem gleichen Brutplatz zurückkehrt: Einsamkeit und Ruhe.

Ich kenne sie alle, meine gefiederten Freunde, und nicht nur dem Namen nach. Vielen von ihnen habe ich in ihre Kinderstube geschaut, habe an ihren Freuden und Leiden teilgenommen, ohne daß sie es wußten. Jeder Frühling schafft mir neue, beglückende Erlebnisse mit ihnen, so daß sie nicht mehr wegzudenken sind aus meinem Leben.





Wer kennt ihn nicht, den Kiebitz, mit seinem metallisch glänzenden Federkleid



Mißtrauisch äugt der Kiebitz mit hochgestelltem Federschopf nach meinem Versteck





Nun sitzt er mir gegenüber — völlig unbekümmert

Eine Viehstelze äugt, wenige Meter vom Rotschenkelnest entfernt, zu mir herüber







*Der Bestand unserer Lachmöwen
verringert sich infolge der rücksichtslosen Eierräubereien immer mehr*





*Der Zwergtaucher, der kleinste unserer heimischen Taucher, sitzt aufgeplustert auf dem Nest.
Ein Jungvogel blickt neugierig aus dem Rückengefieder seiner Mutter hervor*

ENTDECKERFREUDEN

Einer der großen Teiche, in dem sich vor Monaten Karpfen und Schleien tummelten, ist trockengelegt worden. Soweit der Blick reicht, dehnt sich bis zum gegenüberliegenden Teichdamm mit seinen Birken und Eichen eine einzige graugrün schimmernde, morastige Fläche, durch unzählige Sprünge zerrissen. Überall stehen kleinere und größere Wasserlachen, in denen sich die Wolken spiegeln. Vom Rohrwald ist nichts mehr zu sehen. Er fiel im vergangenen Winter den Sensen zum Opfer, lieferte wertvollen Rohstoff für die Pappfabriken.

Es ist Ende April. Auf dem fetten Teichboden sprießt das erste Grün, kleine, unscheinbare Pflänzchen, die zu Tausenden, kaum handhoch, den Boden bedecken. Ein langweiliger Anblick, meint ihr? Das mag sein, doch nur für den, der keine Ahnung hat, welche erstaunlichen Entdeckungen wir oft auf solch einem abgelassenen Teich machen können. Nur Geduld, einige naturwissenschaftliche Kenntnisse und die nötige Begeisterung müßt ihr haben.

Da wurmt munter in den kleinen Lachen zwischen dem spärlichen Grün ein Kiebitz. Im Laufen stochert er nach Würmern und sonstigen kleinen Lebewesen, und da — ich dachte es mir schon — sitzt, mit dem bloßen Auge nur schlecht erkennbar, ein zweiter Kiebitz, mitten auf dem riesigen, „langweiligen“ Schlammtablet. Er präsentiert sich förmlich dem, der zu sehen versteht. Warum mag er wohl sitzen? Ach nein, er ist nicht müde vom Umhertrippeln. Er brütet auf seinen vier Eiern. Hier, scheinbar schutzlos seinen zahlreichen Feinden aus der Tierwelt ausgeliefert, führt er seine Jungen auf die Weide, die als Nestflüchter sofort „auf eigenen Beinen stehen“, wenn sie geschlüpft sind. Für die zarten Schnäbelchen bietet sich da ein köstlich gedeckter Tisch. Außerdem verstehen es die kleinen Kiebitze ausgezeichnet, jedes Grasbüschel, jede noch so niedrige Staude, jede Vertiefung des Bodens auszunützen und sich, platt auf den Boden gedrückt, zu verstecken, wenn ihnen Gefahr droht. Natürlich fehlt auch die Bekassine nicht. Mit fröhlichem Meckern ruft hoch aus der Luft die Himmelsziege, wie die Bauern die Bekassine nennen, nach dem Weibchen, das aus dem Nest mit lautem „Tücke . . . tücke . . . tücke“ antwortet.

Horch, da ruft ein anderer Vogel von der Teichmitte her. Nein, es ist nicht der wohlbekannte Kiebitzruf. „Gritta . . . gritta . . . gritta“ klingt es laut und melodisch. Die Limose, die Uferschnepfe, ist es, die sich ebenfalls hier eingefunden hat, ein wunderhübscher Vogel mit langen Beinen und langem, dünnem Schnabel. Im Volksmund heißt er

wegen seiner eigenartigen Gestalt auch Storchschnepfe. Als ich, von einem erfahrenen Ornithologen geführt, das erstmal in meinem Leben vor dem Nest der Uferschnepfe stand, die ich bisher immer nur durch ihren Ruf kannte, hielt ich es für ganz ausgeschlossen, daß ich jemals selbst ihr Nest finden würde. Es stand mitten im kniehohen Gras einer von Blüten des Wiesenschaumkrautes übersäten Wiese, die keinen Anfang und kein Ende zu haben schien. Da lagen unter einem schützenden Dach dichter Halme in einer kleinen, flachen, mit dünnen Grashalmen ausgepolsterten Mulde die vier Eier. Nun, unterdessen habe ich selbst manches Limosengelege unter gleich schwierigen Umständen gefunden und den brütenden Vogel aufgenommen. Wie ich das gemacht habe? Sehr einfach! So einfach, daß es jeder nachmachen kann. Verhörte ich im Frühling eine oder mehrere Limosen, so setzte ich mich, gegen Sicht gut gedeckt, an den Rand des Gebietes, der Wiese oder des trocken liegenden Teiches. Mit dem Fernglas beobachtete ich geduldig mehrere Stunden, wo der aus der Luft rufende Vogel öfters niederging. Hatte ich die ungefähre Richtung, dann ging es ans Suchen. Oft verriet der brütende Vogel den Stand des Nestes dadurch, daß er, von dem herannahenden Menschen erschreckt, aufflog. Aber, was noch interessanter ist, ich erlebte mehrfach, daß dieser schöne Vogel gar nicht so wählerisch ist hinsichtlich seines Brutplatzes.

Eines Tages im Mai — ich kam vom Brutplatz des Eisvogels, der bereits seine Jungen fütterte — hörte ich den mir so vertrauten Limosenruf über einem abgelassenen Teich. „Gritta . . . gritta . . . delödjo . . . delödjo . . . grit . . . grit . . . grit“ tönte es aus der Luft. Und es dauerte nicht lange, da landete die schwarzschwänzige Uferschnepfe mit dem Storchschnabel und den langen Beinen mitten im Teich. Ihr Gelege zu finden fiel mir nicht schwer. In einer flachen Bodenvertiefung lagen ohne alle Deckung die vier Eier auf einigen zusammengetragenen trockenen Stengeln, schutzlos den Krähen, Elstern und Rohrweihen preisgegeben. Dabei befand sich gar nicht weit davon eine lange, hochgrasige Wiesenaue, der gegebene Brutplatz für die Limose. Wer vermag zu sagen, weshalb sie den trockenen, fast vegetationslosen Teich für ihre Vogelkinderwiege bevorzugte? Sollte ich es wagen, mich auf einer so freien Fläche, die durch keinen Baum, kein Strauchwerk unterbrochen war, mit einem künstlichen Versteck am Limosennest anzusetzen? Nun, ich habe es versucht und hatte Erfolg. Hätte ich den tragischen Ausgang dieses Experimentes geahnt, ich hätte es nicht unternommen. Da saß ich also im dichten Versteck, kaum zwei Meter vom Nest entfernt. Kein noch so scharfes Vogelauge vermochte durch das Grün der schützenden Zweige und die dichte Zeltleinwand hindurchzudringen. Es war ein Maimorgen, empfindlich kühl, doch voll Sonnenschein. Kaum

zwanzig Minuten mochten vergangen sein, seitdem ich mit der Kamera im Versteck saß, da kam das Schnepfenweibchen und setzte sich ohne Zögern auf dem Gelege zurecht. Das merkwürdige Etwas, das da seit einigen Tagen dicht bei ihrem Nest stand, schien die Limose gar nicht zu beachten. Das Männchen mußte das Weibchen von oben genau beobachtet haben, bis es auf dem Nest saß; kurz darauf hörte ich aus der Luft den wohl-bekannten Grittaruf. Der brütende Vogel antwortete sofort, zunächst mit leisem „Dock, dock, dock . . .“, woran sich etwas lautere Grittarufe anschlossen. Ein richtiges Vogel-duett also, eine Zwiesprache zwischen den Eheleuten, nur hörbar für den, der unmittelbar bei dem Neste saß.

Plötzlich legte der brütende Vogel den Kopf schräg zur Seite und blickte aufmerksam nach oben. Erst dadurch wurde ich selbst aufmerksam und sah das Männchen hinter einer Saatkrähe herjagen. Das muß ein aufregendes Schauspiel für den am Boden sitzenden Vogel sein; denn noch immer blickt er in die Höhe und ruft ziemlich laut und kreischend „Gia, gia, gia . . . gie, gie, gie . . . giack, giack, giack . . .“ Erst als die Krähe verschwunden ist, gehen die Rufe in ein schnelles, leises „Gock, gock . . .“ über. Bisher hatte ich nicht gewagt, mich zu rühren oder gar eine Aufnahme mit dem geräuschvoll arbeitenden Apparat zu machen. Nach zwei Stunden etwa ließ ich den Schlitzverschluß abschnurren, fest davon überzeugt, daß die Limose, wie so viele andere Vögel, sofort aufschrecken und abfliegen werde. Doch welche Überraschung! Das Geräusch störte sie kaum. Nur ganz unmerklich zuckte sie ein wenig zusammen, blieb aber ruhig sitzen. Bei späteren Aufnahmen reagierte sie überhaupt nicht mehr. Sie ist offenbar unempfindlich gegen fremde Geräusche, auch wenn sie ihr ganz unbekannt sind. Man kann ihre Gleichgültigkeit auch nicht mit Brutzwang erklären, denn sie benimmt sich völlig zwanglos, gar nicht schreckhaft. Jetzt, nachdem die Sonne höhergestiegen war, wurde die Uferschnepfe lebendig. Unablässig zog sie mit dem langen „Storchschnabel“ rund um das Nest herumliegende Hälmchen und kleine, nur wenige Zentimeter hohe Blattpflanzen heran und schob sie sich an die Seite, ein ganz sinnloses Tun in dieser Umgebung. Ich kannte diesen Nestbautrieb der Limosen schon, aber in anderer Umgebung. Da war er sinnvoll. Die Nester standen in diesem Fall im hohen Gras, und der brütende Vogel bemühte sich unablässig, die Halme und Pflanzen über sich zusammenzuziehen und zu biegen, so daß er wie unter einem schützenden Grasdach saß, wie in einer Laube, unsichtbar für jeden Blick von oben.

Als ich merkte, wie wenig all die Geräusche die Limose berührten, wie unbekümmert sie sich benahm, setzte ich — immer in meinem Versteck bleibend, während der Vogel

weiterbrütete — das mit Weidenzweigen verkleidete kleine Zelt näher an das Nest heran. Nun muß man wissen: wenn viele Vögel auch am Nest auf fremde Geräusche zu „dressieren“ sind, gegen Bewegungen in der Nähe des Nestes sind sie sehr empfindlich. Oft habe ich es erlebt, daß der Brutvogel sofort vom Nest stürzte oder erschreckt auf-flog, wenn ich ungeschickt von innen an einen Zeltstab gestoßen war und dadurch eine leichte Bewegung des mit Zweigen und Rohr verkleideten Verstecks verursacht hatte. Doch hier erlebte ich das Unglaubliche, daß selbst diese grobe Bewegung mit dem ganzen Versteck auf den brütenden Vogel zu ihn überhaupt nicht störte. Als gäbe es keine Gefahr, blieb die Limose ruhig auf den Eiern sitzen, während das buschige Rohrungetüm auf sie zuschwankte.

Die Maisonnette meinte es gut. Zehn Uhr war es unterdessen geworden. Vier volle Stunden hatte ich nun schon bei der Storchschnepfe gegessen, hatte erlebt, wie sie zusammen-geduckt über den Eiern saß oder mit hochaufgerichtetem Hals nach dem rufenden Männchen blickte, wie sie eifrig Nistmaterial zusammenholte, mit dem langen Schnabel, ohne aufzustehen, die Eier wendete. Da machte sie plötzlich wieder einen langen Hals und flog ab, ohne daß ich einen äußeren Anlaß feststellen konnte. Schon nach fünfzehn Minuten kehrte sie zurück. Aber nein, das war sie ja gar nicht. Das Männchen war es, viel lebhafter gefärbt, mit schönem, leuchtendrostrotem Hals. Schnell ließ es sich auf dem Gelege nieder. Die Geräusche störten auch das Männchen nicht. Sogar als ich meine Hand hinaussteckte und bewegte, blieb es ruhig sitzen. Welch seltsam zutrauliche Vögel in einer Landschaft, die für sie voller Gefahren ist! Wieder wurde ich Ohrenzeuge eines Limosenduetts, als diesmal das Weibchen aus der Luft rief und der brütende Liebste antwortete. Endlich flog das Männchen ab. Ich war nach so langer Zeit des Ansitzens steif, ungeduldig und hungrig geworden. Schnell benutzte ich die Gelegenheit, um den schweren Apparat abzubauen, das Stativ zusammenzuklappen, was alles mit ziemlichem Geräusch verbunden ist. Als ich während dieser Arbeit zufällig nach dem Nest blickte, sah ich, wie sich das Weibchen gerade über den Eiern zusammenkuschelte, ohne sich um all den Lärm im geringsten zu kümmern. Langsam, vorsichtig, Schritt für Schritt verließ ich das Zelt. Die Limose blieb sitzen. Erst als ich sechs Meter vom Nest entfernt war, sah sie mich in meiner vollen Größe. Das war ihr nun doch zuviel! Sie flog fort.

Nach zwei Tagen besuchte ich sie morgens wieder. Schon von weitem sah ich, daß das Versteck, wahrscheinlich von heftigem Wind, halb umgeworfen war. Ich ahnte nichts Gutes. Doch welche Freude! Als ich mich näherte, flog sie vom Nest. Die Eier waren brutwarm. Kaum hatte ich den Unterschlupf wieder gebaut, mich mit der Kamera zu-

rechtgesetzt, kuschelte sich der Vogel schon wieder über dem Gelege zurecht und ... schlief, tief in die flache Nestmulde gedrückt. Nicht lange, da richtete sich die Limose auf, zog wieder rund um sich herum kleine Rohrstückchen und Stengelchen mit dem langen Stecher zu sich heran und schlief weiter. Gern hätte ich sie einmal stehend photographiert. Wie bringt man den Schläfer nur aus seiner Ruhe, ohne daß er abfliegt oder erschreckt davonläuft? Ich begann, laut mit der kleinen Limose zu reden. Sie rührte sich nicht. Erst als ich sehr energisch mit den im Versteck liegenden Rohrrhalmen raschelte, schreckte sie auf und flog ab. Schade, nun hatte ich doch keine Standaufnahme machen können. Kaum drei Minuten waren vergangen, und schon saß sie wieder auf dem Nest und brütete, als wäre nichts geschehen. Mit einem Male lief sie ohne ersichtlichen Grund weg, laut rufend. Rief sie nach ihrem Liebsten? Kaum fünfzehn Meter davon brütete ein Kiebitz. Er rief mehrmals vom Nest her sein durchdringendes „Kiwitt ... kiwitt ... kiwitt“, und kurz darauf erschien das Kiebitzmännchen zur Brutablösung. Das Limosenmännchen jedoch ließ sich nicht sehen. Immer höher stieg die Sonne. Meine kleine Storchschnepfe war zum Nest zurückgekehrt. Jetzt stand sie auf, zur Hälfte nur, und wendete mit dem auf der Brust liegenden Schnabel behutsam die Eier. Bald darauf flog sie wieder ab, kam nach wenigen Minuten zurück und brütete weiter. Da ließ sich aus der Luft der melodische Grittaruf vernehmen. Sofort machte der brütende Vogel einen langen Hals, schlief aber gleich darauf ein, ohne geantwortet zu haben. War es ein fremdes Männchen, das gerufen hatte? Der Mittag kam heran. Ich hatte eine ganze Anzahl Aufnahmen gemacht und wollte gerade lautlos verschwinden. Da hörte ich den brütenden Vogel rufen, ganz langsam anfangend „Gieh, gieh, gieh ...“ und dann immer schneller werdend „Goritte, goritte, ritter, ritter, ritte, itte, itte ...“ Doch das Männchen kam nicht, obwohl ich noch heute fest davon überzeugt bin, daß die Rufe Verständigungslaute zwischen dem Paar waren.

Der folgende Tag brachte mir die große Enttäuschung, mit der diese eindrucksvollen Erlebnisse leider enden sollten. Als ich zum Nest kam, war das Versteck wieder umgeworfen. Zwei Eier waren völlig zertreten, die übrigen waren heil, aber kalt. Von den Vögeln war nichts zu sehen und zu hören. Offenbar hatte irgendein Neugieriger das friedliche Idyll roh zerstört.

Kiebitze und Limosen sind nicht die einzigen Entdeckungen, die wir auf den trocken liegenden Teichen der Oberlausitz jedes Frühjahr immer wieder machen können. Jedes Jahr findet sich bald hier, bald da der Rotschenkel ein, der zur gleichen Familie wie Kie-

bitz und Limose gehört, zu den Schnepfenvögeln. Auch sein Gelege fand ich auf dem morastigen Boden trockener und in der Verlandungszone angespannter Teiche, aber auch in hochgrasigen, feuchten Wiesen. Einmal brütete er zusammen mit mehreren Kiebitzen und einer Limose am verlandeten Rande eines einsamen Großteiches. Als ich ihm mit meinem Versteck auf zwei Meter nahe rückte, war er anfangs recht ängstlich. Nach einigen Tagen hatte er sich an die veränderte Umgebung in unmittelbarer Nähe des Nestes gewöhnt, so daß ich ihm bis auf einen Meter nahe rücken und einige gute Aufnahmen machen konnte. Es war Ende April. Jeder Tag brachte Sonnenschein, jede Nacht leichten Frost. Die brütenden Kiebitze und Rotschenkel, die Stockenten und Haubentaucher störte das nicht. Auch die Fischreiher fanden sich jeden Tag ein, um sich ihre Morgenmahlzeit zu holen. Ihnen war das eiskalte Wasser offenbar nicht lästig. Desto mehr aber mir! Wenn ich frühmorgens zum Brutplatz der Rotschenkel zog, mußte ich erst einige zwanzig Meter knietiefes Wasser durchwaten, bis ich auf die halbwegs trockene verlandete Zone kam. Gummistiefel konnte ich mir nicht leisten. Also ging's mit nackten Beinen ins Wasser, auf dem sich jeden Morgen eine dünne, glasklare Eisschicht gebildet hatte, die im Laufe des Tages wieder wegschmolz. Wie Feuer brannten mir jedesmal die Waden, wenn ich diese Tortur hinter mir hatte. Saß ich aber erst wieder dem Rotschenkel gegenüber, hörte ich das fröhliche „Talüdel — lüdel — lüdel“ des rufenden Männchens über mir, das lustige Meckern der Bekassine, die aufgeregten Rufe der Kiebitze, war jeder Kummer, waren kalte Füße und Schnupfen vergessen.

Noch einen von der Familie der Schnepfenvögel können wir bei unserer Entdeckungsreise antreffen, ein kleines, kaum sperlingsgroßes Kerlchen mit einem Rückengefieder braun wie Sand, weißer Stirnplatte, weißem Vorderhals und einem schwarzen Halsband: den Flußregenpfeifer. Glaubt seinem Namen nicht! Er ist kein Wetterprophet. Es gibt keinen Regen, wenn ihr sein Flöten hört oder seine wunderhübschen Balztriller. Aber klangrein pfeifen kann er. Kommt nur einmal mit zu seinen Brutplätzen auf Sand- und Schotterbänken unserer Flüsse — der Name weist darauf hin — oder mitten in trocken stehenden Teichen, wo er jedes Jahr eine neue Generation kleiner Flußregenpfeifer großzieht!

Eines Tages wurde ich auf den Flußregenpfeifer, wie so oft, durch seine Balzrufe aufmerksam. Vier Pärchen trieben sich Anfang Mai auf einem kleinen Teich umher, der gerade abgelassen wurde. An den Teich grenzte eine schmale, sandige Kiefernshonung mit kaum zehn Zentimeter hohen Pflänzchen. Hier, auf dem kahlen Sand, dicht neben niedrigen Kiefernpflanzen, hatte unser Regenpfeifer eine kleine Mulde gescharrt, ein

paar vom Wasser glattgeschliffene Steinchen zusammengesucht, ein paar dünne, winzige Stengelchen trockener Pflanzen danebengelegt. Fertig war das Nest. Die im Verhältnis zur Körpergröße des Regenpfeifers recht großen Eier passen sich in der Färbung ausgezeichnet der Nestumgebung an. Auch in Sandgruben, sogar auf Müllablageplätzen vor der Stadt und auf den Abraumhalden der Braunkohlenwerke findet man sein Gelege. Wenn die Regenpfeifer hurtig über die trockene Schlamm- oder Kiesfläche eilen, rollen sie förmlich wie eine Kugel, wie ein flink dahinschnurrendes Kinderspielzeug über den Boden; so schnell bewegen sie die im Vergleich zum Körper ziemlich hohen Beinchen. Wie zutraulich war doch der kleine Vogel, als ich — gut versteckt — ihn fotografierte! Kaum saß ich im verkleideten Zelt, so kam er angeschnurrt, äugte aus fünf Meter Entfernung mißtrauisch zum blinkenden Objektiv hin, trippelte auf das Nest zu, stand breitbeinig mit lockerem, herabhängendem Bauchgefieder über dem Gelege und kuschelte sich über die Eier. Ein anderes Mal beobachtete ich im Frühjahr — man schrieb den 18. Mai 1951 — ebenfalls auf einem vor wenigen Tagen abgelassenen Teich wieder einmal ein Pärchen Flußregenpfeifer vom Ufer aus. Plötzlich ließen sich mit schwirrendem Flügelschlag im Blickfeld des Prismenglases vier kaum rotkehlchengroße, unscheinbare Vögel nieder. Eifrig trippelten sie im nassen Schlick, ständig wurmend. Es waren Temminckstrandläufer, seltene Gäste, auf dem Frühjahrszug in ihre Brutgebiete, die Tundren Nordsibiriens. Als sie dem Flußregenpfeifer zu nahe kamen, stürzte er mit gesträubtem Gefieder auf sie zu, ohne daß sie sich davon beeindrucken ließen. Welch gewaltige Flugleistung vollbringen jedes Jahr, wie alle unsere Zugvögel, auch diese zarten Vögelchen! Von Nordeuropa und Nordsibirien, ihren Brutgebieten, fliegen sie bereits vom Juli an, wenn ihre Brut flugfähig ist, quer durch Europa nach den östlichen Mittelmeerländern, nach Ägypten, den Küsten des Roten Meeres, teilweise bis nach Westafrika, wo sie überwintern. In jedem Frühjahr fliegen sie die gleiche riesige Strecke wieder zurück in ihre Brutheimat, in der sie nur wenige Monate verweilen.



*Die Uferschnepfe kommt zu ihrem gut versteckten Nest
im hohen Gras eines verlandenden Teiches*





Hier brütet die Uferschnepfe ohne jede Deckung auf einem trocken liegenden Teich





*Auf dem kahlen Sand in einer kleinen, mit dürren Halmchen ausgelegten Mulde
fand ich das Gelege des Flußregenpfeifers*

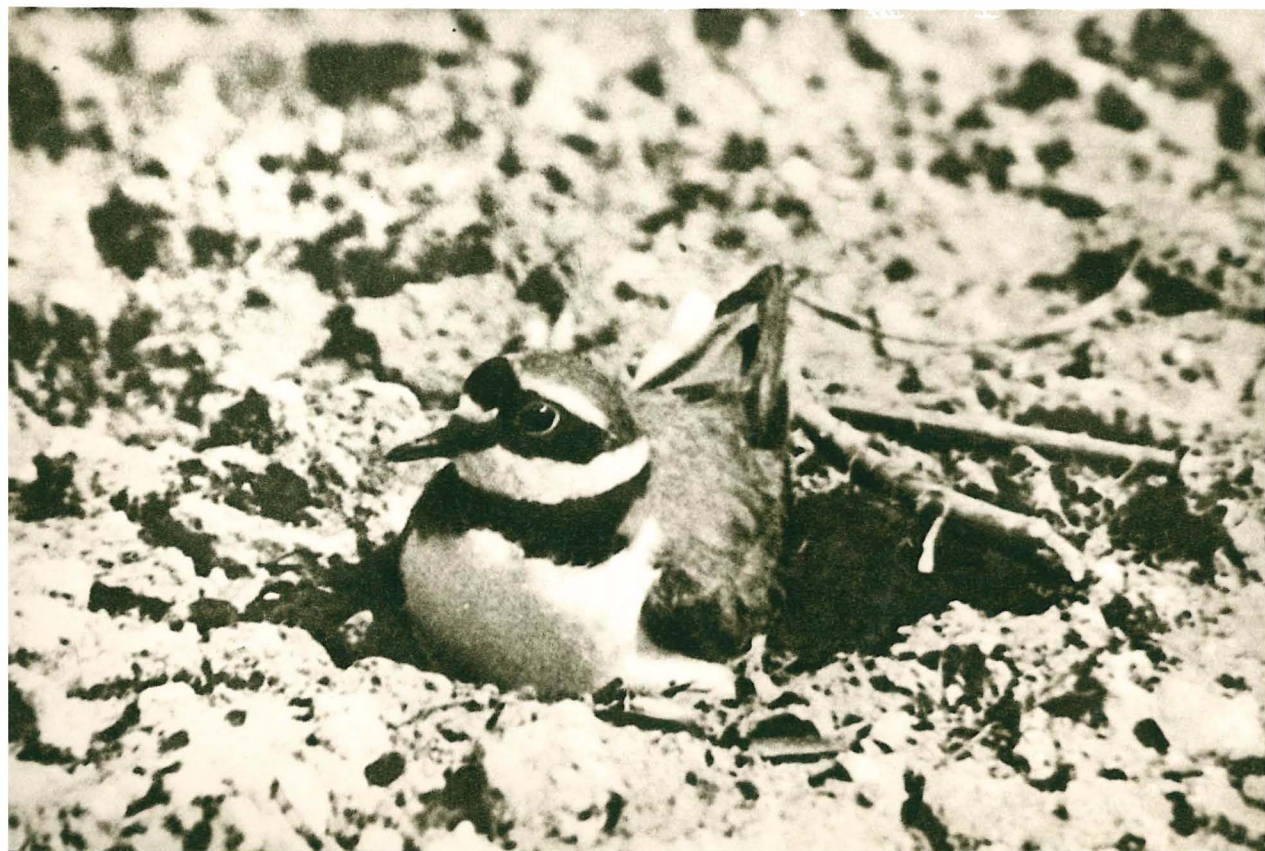
Kaum saß ich in meinem Verstecke, kam der Flußregenpfeifer angeschnurrt und äugte ängstlich zu mir herüber





Jetzt steht er breitbeinig mit lockerem Bauchgefieder über dem Nest

Geduldig brütet der Flußregenpfeifer weiter



ZU GAST BEI DEN FISCHREIHERN

Es war ein trüber Märztag, kühl und windig. Die weite Wasserfläche des Großteiches, an dem ich stand, war schon eisfrei. Zwei Schellenten schwammen weit draußen umher, den Blicken immer wieder durch die kleinen Wellenberge entzogen, die der heftige, harte Frühlingswind unablässig aufwarf. An der Schmalseite des Teiches, da, wo sich der Rohrwald weit in die Wasserfläche hineinschiebt, ruderten kopfnickend zwischen dem Rohr ein paar Bleßhühner. Scharf hoben sich ihre schwarzen Umrisse vom hellen Hintergrund des Rohrwaldes ab. Ein paar Pfähle standen dicht dabei, dort, wo die freie Wasserfläche an die Rohrwildnis stößt. Merkwürdig. Sonst sah ich sie nie. Ach, was für ein schlechter Beobachter bin ich! stellte ich fest, als ich näher kam. Fischreiher waren es, die da unbeweglich im Wasser standen, mit eingezogenem Hals, den Schnabel auf der Brust. Sie haben eine lange Reise hinter sich. Vielleicht verlebten sie den Winter im sonnigen Italien, vielleicht an der Südküste Frankreichs. Es ist auch möglich, daß der Zugtrieb, dieser noch wenig erforschte, allen Zugvögeln angeborene Instinkt, die Vögel im September des vergangenen Jahres nach dem Süden oder Westen Afrikas brachte und sie diese große Reise von einem Erdteil nach einem anderen im Verlauf eines halben Jahres bereits zweimal machten. Jetzt waren sie also wieder in ihrer Brutheimat, standen mit stoischer Ruhe stundenlang im kalten Wasser, das starr blickende, bernsteingelbe Auge unablässig auf die Wasserfläche dicht vor ihren Füßen, ihren Ständern, wie es beim Vogel heißt, gerichtet. Plötzlich saust der gelbrote, lange, spitze Schnabel wie geschleudert in das Wasser und hat den einsömmerigen Karpfen gepackt. Ein Ruck, Kopf und Hals werden steil nach oben geworfen. Der Schnabel hält immer noch den heftig schlagenden Fisch. Ein kurzes Jonglieren mit der Beute — dann liegt sie schnabelgerecht. Mit dem Kopf zuerst gleitet der Fisch in den Schlund, und noch im Kropf zappelt er und schlägt mit dem Schwanz.

Karpfen und Schleien fressen sie also, diese Tagediebe! Fischräuber sind es, höchst schädliche Vögel höre ich schon manchen Leser empört rufen. So ist es. Der Fischreiher hat seinen Namen zu Recht. Er lebt vorwiegend von Fischen. Die Teichpächter und -besitzer haben deshalb den Reiher seit Jahrzehnten schonungslosen Kampf angesagt, haben die brütenden Vögel in den Horsten abgeschossen, die Horste zerstört, die jungen Vögel totgeschlagen, haben die Alten in Tellereisen gefangen und Kopfprämien — fünf Mark für einen erschlagenen Fischreiher — ausgesetzt. Und der Erfolg dieses Vernichtungsfeldzuges? Die Fischreiher gehen in Deutschland, auch in Sachsen, wo sich noch eine einzige

Brutkolonie von dreißig bis vierzig Paaren befindet, immer mehr zurück. Im Winter 1949/50 und im Jahre 1950 wurden allein in den Teichgebieten Ostsachsens weit über hundert Fischreiher in Tellereisen gefangen und erschlagen. Viele von ihnen waren Durchzügler, die von ihrem Flug nach den Winterquartieren oder von dem Rückflug in ihre Brutgebiete auf Nahrungssuche an den Teichen rasteten und Opfer der Tellereisen wurden. Dabei ist die Zahl der tatsächlich vernichteten Reiher allein für dieses kleine Gebiet in Wirklichkeit noch viel größer. Viele der getöteten Reiher erscheinen gar nicht in den amtlichen Listen unserer Vogelschutzstationen. Ist diese rücksichtslose Vernichtung eines unserer stattlichsten heimatlichen Großvögel berechtigt? Gewiß nicht! Der Schaden, den unsere Fischereiwirtschaft, die staatliche und die private, durch die Fischreiher erleidet, fällt zahlenmäßig kaum ins Gewicht. Eine viel ernsthaftere Gefahr für die Fischereiwirtschaft sind die Fischkrankheiten, durch die jährlich unter Umständen Tausende von Zentnern Fische vernichtet werden. Deshalb nicht Kampf den Fischreihern, sondern Kampf den Mikroparasiten, die die Fischbestände dezimieren! Der Fischreiherr stellt im Gegenteil eine Art Wasserpolizei dar. Ihm macht es nichts aus, ob ein Karpfen oder eine Schleie bereits von Parasiten befallen und krank ist. Ja, er fängt viele kranke Fische, einfach deshalb, weil sie leichter zu fangen sind. Dazu kommt weiter, daß der graue Reiher, wie der Fischreiherr auch genannt wird, nicht nur kranke, sondern auch für die menschliche Ernährung wertlose Fische frißt. Außerdem finden sich auf seinem Speisezettel Frösche und Insekten, besonders viel Wasserkäfer; auch Feldmäuse und Wasserratten verschmäht er nicht. Die fortschreitende Kultivierung der sumpfigen Wiesen und toten Flußarme und die Regulierung der Flußläufe und Bäche tragen ohnehin dazu bei, daß sich die Bestände dieses prächtigen Vogels unserer heimischen Teichlandschaften und der Küstengebiete im Laufe der Jahrzehnte immer mehr verringern. Noch einmal: Nicht Tod, sondern Schutz den Fischreihern! Deshalb auch weg mit der unsinnigen Einteilung in schädliche und nützliche Vögel, wie sie teilweise auch heute noch in den Schulen unseren Kindern beigebracht wird.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich am Rande des großen Teiches stand und die Reiher beobachtete. Plötzlich reckten sich alle vier hoch. Wie sie so den Hals ausstreckten, wurden sie noch einmal so groß. Hatten sie mich gesehen? Hatte ich eine unvorsichtige, zu schnelle Bewegung gemacht? Schon breiteten sie die mächtigen Schwingen, warfen sich nach vorn, stießen sich mit den langen Ständern ab und flogen wenige Sekunden flach über dem Wasser, bis sie Wind unter die Flügel bekommen hatten und steil hochkurvten.

Ich kenne ihr vermutliches Ziel, ihre Brutkolonie im Kiefernwalde, zehn Kilometer davon mitten in der Lausitzer Heide. Als sie sich Mitte Februar noch auf der Reise befanden, war ich dort. Es ist ein großes, einsames Waldgebiet, weitab von allem Verkehr, rundum Kiefern, wenige birkenumsäumte Wege. Hier balzen in jedem Frühjahr noch die Auerhähne, hier kollern die Birkhähne. Der Wanderfalk hat hier sein Jagdrevier. Oft kann man den herrlichen Fischadler kreisen sehen oder sich an der Farbenpracht der Blauraken erfreuen. In diesem einsamen Gebiet steht auf den Kronen der etwa achtzig- bis hundertjährigen Kiefern Horst an Horst. Vierzig bis fünfzig mögen es sein. Hierher zieht es die Reiher jedes Jahr wieder. Hier, über dem immergrünen Wipfelmeer, brüten sie geduldig in den großen, sparrigen Nestern, die sie selbst gebaut haben und die immer wieder benutzt werden. Hier ziehen sie die Jungen groß, allen Fährnissen zum Trotz. Von hier aus durchstreifen sie das große Reich der Teiche und Tümpel, der Bäche, Flüsse und Seen, das Reich der Fischreiher.

Als ich im Februar dort war, ließ sich freilich noch kein Reiher blicken. Aber das war gut so, denn was ich diesmal vorhatte, sollten die scheuen Vögel nicht sehen. In der Krone einer Kiefer, ungefähr fünf Meter von zwei Horsten entfernt, baute ich mit tatkräftiger Unterstützung des Försters und seiner Gehilfen in fünfzehn Meter Höhe ein solides, gut mit Kiefernzweigen verkleidetes Versteck. Von meinem luftigen Sitz aus konnte ich nicht nur die beiden nächstgelegenen, sondern auch eine ganze Anzahl weiterer Horste sehen. Es war eine mühselige, sehr anstrengende Arbeit so hoch oben in dem schwankenden Kiefernwipfel; sie zog sich über mehrere Stunden hin. Endlich aber hatte ich es geschafft und turnte müde und zerschunden vom Wipfel wieder auf die feste Erde. So — jetzt können die Reiher kommen. Alles ist vorbereitet, damit ich in ihre Kinderstube blicken kann.

Ende März war ich wieder auf dem Weg zur Reiherkolonie, bepackt mit Rucksack und Photoausrüstung — und mit vielen Zweifeln. Würden die Horste besetzt sein, in die ich von meinem Versteck aus hineinblicken konnte? Hatten die Reiher die Veränderung ihrer nächsten Umgebung bemerkt und sich etwa andere Horste ausgesucht? Horste gibt es doch genug. Außerdem haben die Reiher einen ausgesprochenen Nestbautrieb. Sie bessern nicht nur die alten Nester im Verlauf der Brutperiode aus, sondern sie bauen auch in kurzer Zeit fleißig neue Nester. Und wenn, so fragte ich mich zweifelnd weiter, schon einer der Ansitzhorste befliegen war, wie wird sich der Vogel verhalten, wenn auf einmal ein Mensch zu ihm hinaufsteigt, in die nächste Nähe seines Nestes? Wie wird er sich verhalten, wenn er plötzlich das ungewohnte Geräusch des ablaufenden Schlitzver-

schlusses der Kamera hört? Fragen über Fragen! Zweifel über Zweifel! Vielleicht war die ganze mühselige Arbeit umsonst, vielleicht . . . ?

Doch sie war nicht umsonst. Als ich am 30. März hinkam, flogen von zahlreichen Horsten bereits Reiher auf. Der Waldboden unter einem der Horste, auf die es mir ankam, war vom Kot der Vögel schon weiß bekalkt. Ein gutes Zeichen! Die Kiefernkanzel, dies struppige Ungetüm in luftiger Höhe, hatte die Vögel nicht gestört. Recht unbeholfen, durch den schweren Rucksack behindert, kletterte ich die fünfzehn Meter bis zu meiner Burg hoch, schliefte ein wie ein Dachs in seine Höhle, baute die Kamera auf . . . und wartete. Über mir kreisten, aufgeschreckt durch die grobe Störung, etwa zwanzig Reiher; vereinzelt riefen sie laut ihr durchdringendes „Kräihk“. Da saß ich nun morgens acht Uhr fünfzehn Meter über dem Waldboden mucksmäuschenstill. Der Märzwind schaukelte mich anhaltend und heftig hin und her. Doch was machte das schon! Ich bin ziemlich schwindelfrei und habe nicht das erste Mal in solch luftiger Höhe so zusammengeduckt gesessen. Als ich am Wespenbussard, am Hühnerhabicht, am Sperber ansaß, war es nicht anders. Außerdem wurde jedes unangenehme Gefühl verdrängt durch die fieberhafte Spannung auf den — vielleicht — am Horst landenden Vogel. Ich brauchte nicht lange zu warten. Etwa nach einer halben Stunde kamen die Reiher rundherum zurück auf ihre Nester. Überall gab es viel Lärm und Geschrei, bis sie sich wieder über ihre Gelege hockten. Nur „mein“ Vogel fehlte. Plötzlich fiel auch er mit wuchtigen, klat-schenden Schwingenschlägen auf einer Kiefer dicht neben seinem Horst ein, balancierte wenige Sekunden mit den Flügeln, bis er auf der schwankenden Krone des Baumes richtig Fuß gefaßt hatte, und stand mit langgestrecktem Hals stocksteif da, seine nächste Umgebung scharf beobachtend. Aus der geringen Entfernung von fünf Metern konnte ich jede Feder erkennen, den schlohweißen Hals mit der feinen, schwarzen Strichelung, das silbergraue Rückengefieder, das hellgelbe Auge, die schwarze Pupille. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, wagte ich kaum zu atmen. Es war geradezu, als ob er mich unverwandt anblickte, obwohl ich wußte, daß von mir nichts zu sehen war. Mein rechtes Bein war infolge des unbequemen Sitzens eingeschlafen; ich versuchte es ganz, ganz behutsam in eine andere Lage zu bringen. Dabei muß sich der Ansitz etwas bewegt haben. Mit erschrecktem Flügelschlag flog der Reiher ab. Enttäuscht wartete ich weiter. Nach einiger Zeit fiel er wieder ein, doch flog er abermals erschrocken ab, als ich nur eine ganz geringfügige Bewegung machte. „So ein mißtrauischer, ängstlicher Bursche, so ein Biest“, schimpfte ich im stillen. „Was soll das erst werden, wenn der Schlitzverschluß rasselt? Bleibt der Graurock derart empfindlich, werde ich niemals auch nur zu einer Aufnahme

kommen, ganz zu schweigen von Beobachtungen.“ Also war doch alles vergeblich? Ach nein. Denn ich habe Geduld, eine Eigenschaft, die man unbedingt besitzen muß, wenn man ein solches Steckenpferd reitet, mag man nun in einer Kiefer in luftiger Höhe sitzen oder bis zum Leib im Wasser stehen oder im Versteck auf einer sumpfigen Wiese hocken, von Mücken gepeinigt und zerstoßen. Ich nahm mir vor, sobald der Vogel wiederkäme, vielleicht gar auf den Horst einfele, mich eine Stunde lang nicht zu rühren, kein Geräusch zu machen. Ich hab's durchgehalten. Er kam wieder. Aber wißt ihr, was das heißt, sich eine Stunde lang nicht bewegen dürfen, während der Wind den schwankenden Sitz hoch über der festen Erde in der Baumkrone hin und her schaukelt und schüttelt, nach vorn, nach rückwärts, nach rechts und nach links? Ein Hustenreiz kam mich an, ich geriet förmlich in Schweiß; doch ich habe ihn unterdrückt. Ich mußte niesen, doch ich habe mich bezwungen. Beide Beine schliefen mir erneut ein — hatte ich sie überhaupt noch? Ich fühlte sie schon gar nicht mehr. Der Rücken schmerzte; denn ich saß bereits mehrere Stunden zusammengeduckt in meinem Versteck. Ich habe alles ertragen, und es kam der Augenblick, da der Vogel seine Scheu überwunden hatte und sich bequem und tief in die Horstmulde setzte, in die ich freilich nicht hineinblicken konnte, da mein Versteck nur in Augenhöhe mit dem Horst war. Gegen elf Uhr dieses für mich denkwürdigen Tages wagte ich die erste Aufnahme. Welche Überraschung! Der Vogel blieb sitzen, obwohl er vorher bei viel geringeren Geräuschen davongepoltert war. Jetzt wußte ich, daß ich das Spiel gewonnen hatte. Nach etwa einer halben Stunde stand der Fischreiher auf, schüttelte das Gefieder, das wie Silber in der Sonne glänzte, und begann, sich umständlich zu putzen. Immer wieder zog er die Hals- und Rückenfedern durch den Schnabel, um sie zu glätten. Jetzt streckte er Kopf und Hals weit nach vorn, dem Horstboden zu. Einer der langen Ständer wurde nach vorn gebracht, und mit einer der langen Zehen kratzte sich der Reiher bedächtig, ausgiebig, mit rhythmischen Bewegungen an Kinn und Hals. Dann beugte er sich wieder auf das Gelege nieder, wendete mit dem langen, gelbroten leuchtenden Schnabel die Eier, langsam, vorsichtig, knickte in den Fersengelenken ein und ließ sich erneut behutsam nieder.

Bis um sechzehn Uhr saß ich noch oben und machte Aufnahme um Aufnahme. Schließlich „baumte“ ich stocksteif wie ein Reiher und durchfroren ab, ohne daß ich eine Brutablösung beobachtet hatte. Diesem ersten Ansitz in der Reiherkolonie folgten viele weitere, bei Sturm und Regen, bei lachendem Sonnenschein und bei Graupelwetter. Ich war auch in diesem Frühjahr oft in ihrem Reich, den Teichen, umhergewandert, weitab von ihren Brutplätzen, hatte dem weithin schallenden, trompetenden Rufen der Kraniche

gelauscht, hatte die Graugänse beobachtet, die Anfang Mai bereits Junge führten, und hatte die ersten Rupfungen in der Nähe des alten Sperberhorstes gefunden.

In der Nacht hatte es reichlich geregnet. Es war ein warmer, fruchtbarer Mai gewesen. Um sechs Uhr morgens saß ich wieder oben in meiner Kanzel. „Mein“ Reiher hatte sich längst daran gewöhnt — von den anderen Reihern in der Kolonie ringsherum ganz zu schweigen —, daß ab und zu ein Lebewesen in seiner nächsten Nähe am Baum hochkletterte, um dann spurlos zu verschwinden. Er kam ganz unbekümmert, zehn bis fünfzehn Minuten nachdem ich aufgestiegen war, auf sein Nest zurück, bremste mit weit vorgeworfenen, nach unten gebogenen Flügeln und vorgestreckten Ständern den Schwung des Fluges ab, faßte Fuß, blieb einen Augenblick beobachtend auf dem Horstrand stehen und duckte sich dann tief in die Horstmulde, um weiterzubrüten. Von ihm war nichts zu sehen als ab und zu der Kopf mit dem gelben Auge und dem Schnabel. Aber glaubt nicht, daß es mir langweilig war. Da rief ein Kuckuck unaufhörlich sein Weibchen. Vom Stangenholz her, nicht weit vom Reiheraltholz, klang das weiche, zärtliche Gurren der Turteltauben. In den Wipfeln der Kiefern ließ der Pirol seinen klangvollen Ruf ertönen. Immer näher kam er meinem Versteck. So nahe — ich war vielleicht sechs Meter vom Sänger entfernt — habe ich den wunderhübschen Pfingstvogel mit dem zitronengelben Rock, dem roten Schnabel und den schwarzen Flügeln noch nie gehört. „Di — didlio — di — didlio —“ schmetterte er immer wieder. Wo mag er wohl seine Kinderwiege aufhängen, dieses kunstvoll gebaute und geflochtene Nest, das er stets wie eine tiefnapfige Hängematte hoch in dem Wipfel von Laubbäumen zwischen kleinen Astgabeln befestigt?

Vielleicht hundert Meter von der Reiherkolonie entfernt horstet schon seit vielen Jahren der schwarze Milan, einer unserer heimischen Raubvögel, der vorwiegend von Aas, besonders von toten Fischen, lebt. Als vor einigen Jahren eine Seuche, die Bauchwassersucht, unter den Karpfen- und Schleienbeständen der ostsächsischen Teiche besonders arg wütete, war er regelmäßig anzutreffen. Die an der Oberfläche treibenden kranken Fische waren für ihn leichte Beute. Gesunde Fische vermag er kaum zu fangen. Hier aber, an seinem Horstplatz, fand er, obwohl weitab von den Teichen, oft einen gedeckten Tisch. Besonders während der Monate Mai bis Juli, als die jungen Reiher geschlüpft waren und heranwuchsen, fielen bei der Fütterung Fische über den Horstrand, die der Milan am Fuße der Horstbäume nur aufzulesen brauchte. Es kam auch vor, daß junge Reiher bei Flugversuchen abstürzten und mit gebrochenen Gliedern am Fuße der Horstbäume liegenblieben. Der Milan sorgte dann wohl zusammen mit dem Fuchs dafür, daß von ihnen

bald nichts mehr übrig war als ein Bündel Federn und einige große Knochen. Wenn man den Balzruf des Milans hört, einen langen, klangvollen Triller, den er immer wiederholt, glaubt man zunächst nicht, daß dieser Ruf von einem Raubvogel stammt. Nun, ich hörte ihn oft während meines luftigen Ansitzens. Durch ein kleines Loch in der Decke des Verstecks konnte ich hin und wieder auch die schönen gleitenden und kreisenden Flugspiele der beiden Milane bewundern, die in diesem Jahr nicht ihren ehemaligen Horst, sondern dicht daneben einen alten, unbesetzten Reiherhorst bezogen und dort ihre beiden Jungen hochgefüttert hatten.

Nachdem ich an diesem Tage, dem 7. Mai, aufgestiegen war, begann nach etwa einer halben Stunde wieder das gewohnte Leben in der Kolonie. Unter den Horsten auf dem Waldboden lagen allenthalben die grünblauen Eierschalen der Reihergelege. Überall waren schon Junge ausgeschlüpft. Von allen Seiten hörte ich ihr leises, hastiges unaufhörliches Keckern. Fiel einer der Altvögel mit vollem Kropf auf einem der Nester ein, schwoll der Lärm an. Schreiend und flügelschlagend bedrängten die jungen Reiher ihren Futterspender; ob Vater oder Mutter, ist bei den Reihern in freier Wildbahn nie zu bestimmen — die Altvögel gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Hatte eines der Jungen den Schnabel des Altvogels mit seinem Schnabel erfaßt, zog und zerrte der struppige kleine Kerl so lange, bis der Altreiher die Beute mühsam aus dem Kropf würgte und auf den Horstboden spie. Sofort stürzten sich die Jungen darauf und verschlangen die kleinen oder großen Brocken oft unter großen Anstrengungen.

Ebenso interessant wie die Fütterungszeremonie der jungen Reiher, die ganz der ihrer Verwandten, der großen und der kleinen Rohrdommeln gleicht, ist das Balzen der alten Reiher am Horst. Ich kannte es aus der Literatur und hoffte es selbst zu erleben und Aufnahmen davon zu machen. Aber ich wurde bitter enttäuscht. Zwar konnte ich rundherum in den Horsten sehr genau beobachten, wie sich die zusammengehörenden Paare begrüßten, wie der auf dem Nest sitzende Reiher, eben noch Kopf und Hals drohend vorgereckt, seinen Partner empfing, wie er sich mit einem lauten Ruf hochreckte, das Gefieder aufplusterte, die Scheitelfedern sträubte. Zwar sah ich das zärtliche Liebesspiel der Reiherpärchen, wie sie sich mit dem Schnabel das Kopf- und Halsgefieder kraulten, und beobachtete mehrmals die darauf folgende Paarung. Doch immer waren die Vögel so weit weg, daß meine Kamera nicht hinreichte. „Mein“ Pärchen dagegen benahm sich geradezu sträflich langweilig. Nichts von Droh- und Reckbewegungen, nichts von Liebesspiel und Vereinigung, ganz selten einmal ein Ruf, höchstens, daß der brütende Vogel erregt die Scheitelfedern sträubte, wenn sein Ehepartner auf den Horstbaum

eingefallen war, aber immer auf der meinem Ansitz abgewandten Seite. Jedenfalls benahmen sich die beiden gar nicht wie Liebesleute — zu meinem größten Kummer. Waren sie irgendwie gehemmt? Störte sie der Ansitz in ihrer Nähe? Das war nicht anzunehmen, denn wie ich an vielen Einzelheiten feststellen konnte, nahmen sie vom Ansitz, den Lauten und Bewegungen, die damit zusammenhingen, überhaupt keine Notiz mehr.

Oft sah ich durch einen schmalen Schlitz meines Versteckes Reiher mit dünnen Ästen im Schnabel zu ihren Horsten fliegen. Der Nestbautrieb hält bei den Reihern, übrigens auch bei der kleinen Rohrdommel und bei manchen anderen Vögeln, während der gesamten Brutperiode an. Die dünnen, manchmal ziemlich langen, sparrigen Äste werden vom Waldboden aufgelesen oder, was noch öfter geschieht, aus alten, unbesetzten Horsten herausgezerrt. Ich habe mehrmals aus nächster Nähe beobachten können, daß ein Reiher auf einem der leerstehenden Horste landete. Er tat zunächst ganz uninteressiert. Plötzlich blickte er sich mit allen Zeichen der Ängstlichkeit, des Mißtrauens um, fuhr hastig auf einen der Knüppel des leeren Horstes mit dem Schnabel los, zerrte und zerrte, bis er ihn herausgezogen und so schnabelgerecht hatte, daß er davonfliegen konnte. Oft geraten Reiher auf der Suche nach Nistmaterial an bereits besetzte alte Horste, deren „Mieter“ ausgeflogen sind. Kehren dann diese zu ihrem Horst zurück, aus denen ihnen ein anderer Nistmaterial stibitzt, gibt es heftiges Geschrei und Schnabelhiebe. Und da sich dieses Schauspiel seit ungezählten Generationen immer wiederholt, hat sich schließlich ein merkwürdiges Verhalten bei Reihern, die Nistmaterial suchen, herausgebildet. Stehen sie auf einem fremden Horst, um Äste zu holen, dann erwarten sie instinktiv, daß ein anderer Reiher auf sie zufährt und ihnen den Fund streitig macht. Daher ihr scheues, ängstliches Verhalten, das einen glauben machen könnte, sie seien sich der Unrechtmäßigkeit ihres Tuns bewußt. Bei „meinen“ Reihern habe ich nur ein einziges Mal erlebt, daß einer von ihnen mit Nestmaterial ankam. Sie waren wirklich ausgesprochen langweilig und enttäuschten mich auch in dieser Beziehung gegenüber ihren Artgenossen, die ich rundherum beobachten konnte. Meine Enttäuschung wurde später noch größer. Sie brachte aber auch des Rätsels Lösung, weshalb sich ausgerechnet dieses Paar anders benahm als viele andere, weshalb es anscheinend ganz aus der Art geschlagen war. Laßt euch die Geschichte erzählen.

Von Woche zu Woche wartete ich, daß bei meinen Reihern die Jungen schlüpften. Umsonst. Eines Tages hatte der Brutvogel schon mehrere Stunden über dem Gelege von vier Eiern gesessen, als er wieder einmal aufstand. Das war nichts Besonderes. Es gab mir indes willkommene Gelegenheit, ein paar Aufnahmen zu machen. Doch was tat der

Teufelskerl plötzlich? Eben noch nestelte er mit dem Schnabel zwischen den Eiern umher, sie wendend. Da stach er plötzlich zu. Ich hörte das Splittern der Eierschale. Da hatte er das Ei — sein eigenes Ei — auch schon gespießt. Schwupp — fliegt es über den Horstrand und schlägt dumpf auf dem Waldboden auf. Ich bin förmlich erstarrt vor Schreck und Staunen. Wieder ein scharfes „Klix!“ Wieder fällt ein angespießtes Ei in die Tiefe. Nach dieser Missetat setzte er sich in aller Ruhe wieder im Horst zurecht und drückte sich fest auf die beiden noch verbliebenen Eier. Warum diese Zerstörung eines Teils des eigenen Geleges? Als ich später abstieg und die beiden noch leidlich erhaltenen Eier untersuchte, fand ich bestätigt, was ich vermutete: sie waren beide unbefruchtet und durch das lange Brüten schon faul geworden. Auch in den nächsten Wochen, während rundherum die Jungreiher bereits Flugversuche machten, brüteten meine beiden Reiher unentwegt weiter — auf den verbliebenen zwei Eiern, die ebenfalls unbefruchtet und längst faul geworden waren, wie ich Ende Juni feststellen konnte. Das also war des Rätsels bedauerliche Lösung. Wahrscheinlich war das Reihermännchen noch nicht fortpflanzungsreif, wenn es auch schon ein Weibchen gewählt hatte. Auf diese Weise kam ich um gute Aufnahmen von jungen Reihern und gute Beobachtungen.

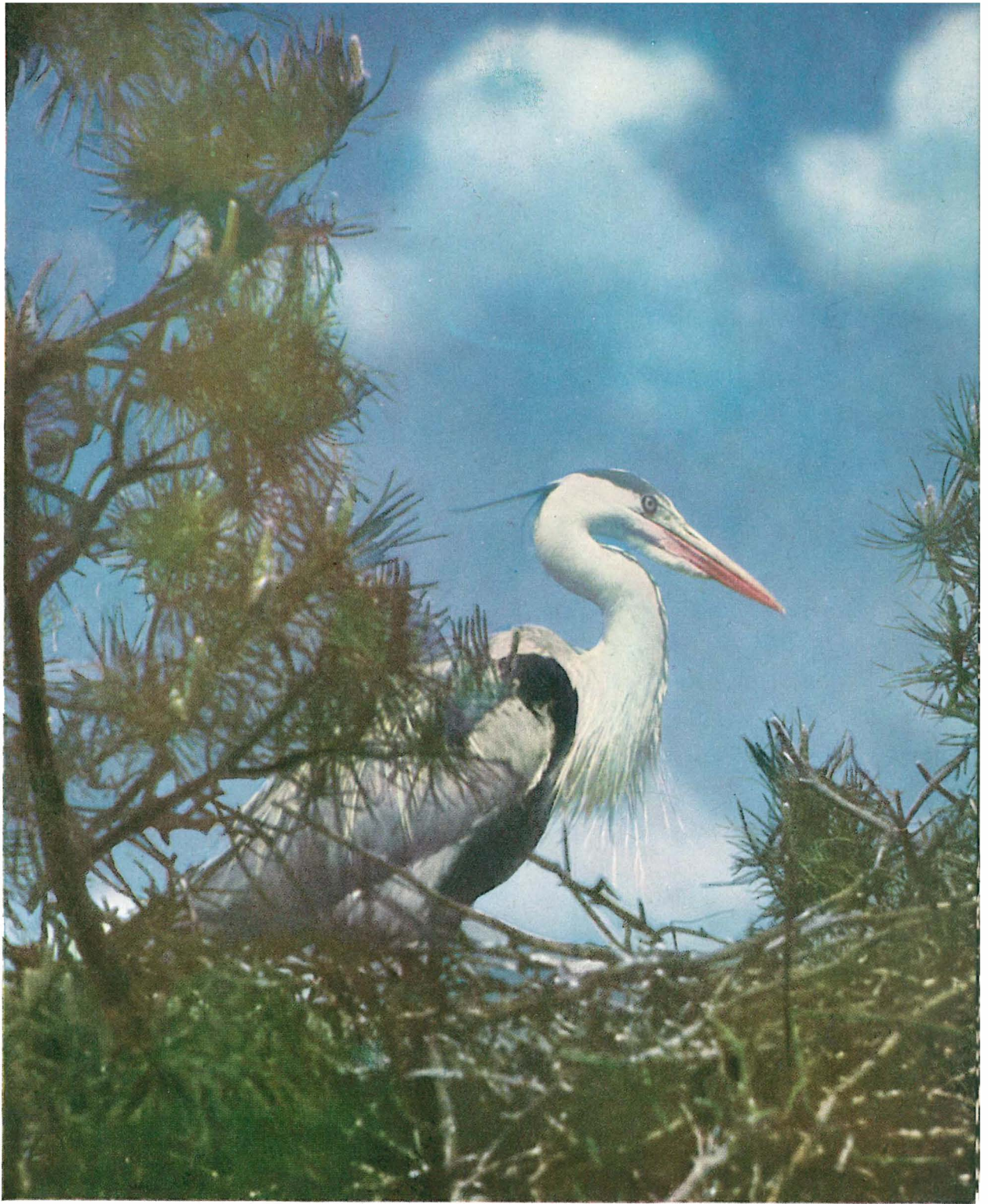
Als ich im Februar des nächsten Jahres wiederum vor der Ankunft der Reiher eine neue Kanzel baute, kam ich gar nicht „zum Schuß“. Die Reiher hatten nach ihrer Ankunft im März ihre Kolonie etwa fünfzig Meter weiter weg neu aufgebaut und eine zweite, kleinere Kolonie des Vorjahres, rund hundertfünfzig Meter von der alten Kolonie entfernt, wesentlich vergrößert. Die alten Reiherhorste lagen verlassen. Verlassen blieb auch die mit viel Mühe und Schweiß in luftiger Höhe gebaute und gut verkleidete Kanzel.





Plötzlich fällt er mit wuchtigen Flügelschlägen ein





Wundervoll hebt sich der silbergraue Reiher von dem blauen Himmel mit den weißen Sommerwolken ab



Da steht er mit langgestrecktem Hals auf dem Horst, seine Umgebung scharf beobachtend





Ausgiebig glättet er sein Halsgefieder





Die typische Ruhestellung des Fischreihers



Er duckt sich tief in die Horstmulde über das Gelege

Jetzt ist nur noch der Kopf mit den bernsteingelben Augen zu sehen





Bedächtigt kratzt er sich mit der Zehe des linken Ständers an der Kehle

Mitten in der Reiherkolonie fand ich auf dem Waldboden einen verendeten Reiher



WIR BESUCHEN DEN STERNGUCKER

Mit dem Vorfrühling waren auch die ersten Kiebitze ins Land gekommen. Auf den regennassen Wiesen trippelten sie eifrig umher, blieben minutenlang stehen, bückten sich, wurmten, liefen einmal hierhin, einmal dorthin. Vereinzelt hörte ich das helle, fröhliche „Kiwitt — witt — witt“, als ich vom Bahnhof des kleinen Ortes durch die Wiesenau nach den Teichen wanderte. Amseln flöteten ihr Frühlingslied; Lerchen, Bachstelzen und Buchfinken, das muntere Völkchen der Meisen und der Ammern, sie alle waren wieder eingetroffen. An den Teichdämmen tummelten sich schon in diesen Tagen im fahlen Rohr und auf dem dürren Süßgras Rohrammern. Auf der Spitze eines vorjährigen Rohrkolbens tschilpte der Rohrammerhahn mit dem mohrenschwarzen Köpfchen sein bescheidenes Liedchen. Bald würde er Hochzeit feiern und am Grabenrand des Teiches zwischen dem niedergebrochenen vorjährigen Rohr und Schilf sein tiefnapfiges kleines Nest fast zu ebener Erde bauen.

Die Teiche waren seit Wochen eisfrei. Auch hier gab es die ersten Frühlingsgäste. Scharen von Stock- und Tafelenten, dazwischen vereinzelt die hübschen, schwarzweißen Schellenten; alle Erpel im bunten Hochzeitskleid; Haubentaucher und Fischreiher. Für Meister Reinecke waren die mannshohen Altschilfbestände unbegehrbar geworden. Wochenlang hatte er Tag für Tag in der dichten Rohrwildnis der vereisten Teiche gesteckt. Manche Stöckente und mancher Fasan fielen ihm zum Opfer. Damit war's nun wieder einmal vorbei.

Andere Gäste waren unterdessen im Rohrwald eingezogen. Keiner hatte sie kommen sehen. Sie reisten bei Nacht. Aber die Dörfler rund um die Teiche wußten doch bald, daß sie da waren. An einem kühlen, windstillen Abend rief es laut und tief aus dem Rohr: „Üüü — prump — üüü — prump — üüü — prump.“ Immer wieder klang der tiefe, weithin schallende Ruf durch den Abend. „Der Moorochse brüllt wieder“, meinte der Bauer zu seinem Jungen, als sie am Teich vorbeikamen. Ja, die großen Rohrdommeln waren wieder zurückgekehrt aus ihren Winterquartieren in Südeuropa und Nordafrika, und jetzt riefen überall an den großen Teichen und Seen mit vorjährigen Rohr- und Schilfbeständen die Männchen. Wie ein sehr tiefer, weithin hallender Paukenton klingt der Dommelruf, den man besonders abends und nachts hört. Ängstliche Menschen mag ein Gruseln überlaufen, wenn sie nachts an den Teichen vorbeikommen und die Rohrdommel sie mit ihrem Ruf erschreckt.

Wenn wir die Rohrdommel besuchen wollen, den „Sterngucker“, wie sie im Volksmund

genannt wird, müssen wir uns noch etwas gedulden. Mit einiger Sicherheit bekommen wir sie nur am Nest zu sehen. Sie ist mit dem Fischreiherr nahe verwandt, hat in vieler Beziehung die gleichen Lebensgewohnheiten. Doch zum Unterschied von ihrem grauen Vetter, der das weite Reich der Teiche mit ihr teilt, ist sie ein heimlich lebender Einsiedler, brütet nicht in Kolonien, nicht in den Kronen hoher Kiefern, sondern einzeln im dichtesten Rohrwald.

Vier Wochen später war im Rohrwald, dicht über dem Wasser, das Nest der großen Rohrdommel zu finden. Vier Meter davon entfernt hatte ich in aller Heimlichkeit mein Versteck aufgebaut und kunstgerecht mit Altschilf dicht verkleidet. Von diesem Schilf- und Leinwandgehäuse aus habe ich später köstliche Beobachtungen gemacht. So sind auch die Dommelbilder dieses Buches entstanden. Aus Schilf- und Rohrhalmen hatten die Vögel ein flaches, kunstloses Nest errichtet. Auch heute wissen wir noch nicht — es ist dies bei vielen Vögeln eine ungeklärte Frage —, wer den Nistort bestimmt, ob Männchen oder Weibchen, und ob am Nestbau beide Partner beteiligt sind. In etwa zehn Meter Entfernung vom ersten Nest war zu gleicher Zeit ein zweites entstanden. Wenige Tage darauf lagen im ersten Nest fünf und im zweiten drei helle, schwacholivbräunliche Eier. Aber in diesem Teichgebiet rief immer nur ein Männchen. Es ist kaum anders möglich: es hatte zwei Weibchen, eine Ausnahme in der heimischen Vogelwelt.

Die Rohrdommel saß geduldig auf den Eiern. Eines Tages stakte der Fischer — er war dabei, die an der Bauchwassersucht verendeten, auf der Oberfläche schwimmenden Fische einzusammeln — mit seinem Kahn dicht an eines der Nester heran. Das Dommelweibchen saß geduckt auf den Eiern, den langen, spitzen Schnabel steil in die Höhe gerichtet. Das ihr ungewohnte Geräusch kam näher und näher. Langsam richtete der Vogel Kopf und Hals in die Höhe. Wie ein Pfahl stand jetzt die Dommel über den Eiern, Kopf und Schnabel himmelwärts gerichtet, den Hals unnatürlich langgestreckt. Diese eigenartige Pfahlstellung war es wohl, die die Alten veranlaßte, die Rohrdommel „Sterngucker“ zu nennen. *Botaurus stellaris* ist jetzt noch ihr wissenschaftlicher Name. *Stellaris* bedeutet in freier Übersetzung etwa soviel wie „gesternt“ oder „zu den Sternen blickend“. Im Volksmund ist jedenfalls der Name „Sterngucker“ geläufig.

Immer näher glitt der Kahn, ohne daß er zu sehen war. Da kam Leben in den großen Vogel. Ganz langsam wendete er den Kopf zur Seite, hob einen der Ständer, streckte ihn vor und faßte mit den langen Zehen ein Bündel Rohrhalme, zog den anderen Fuß nach und verließ so, ganz langsam im Rohr kletternd, das Nest. Kaum drei Meter hinter dem Nest blieb die Rohrdommel in Sternguckerstellung stehen, mit dem Blick in die Rich-

tung, aus der das Geräusch kam. Das Boot entfernte sich wieder. Langsam sank der Vogel in sich zusammen. Dann bewegte er sich. Mit gespensterhaft wirkenden, merkwürdig gehemmten Schritten — gleichsam im Zeitlupentempo — kehrte er an das Nest zurück. Schließlich stand er über dem Gelege. Zunächst wendete er mit dem Schnabel bedächtig die Eier. Er plusterte das Bauchgefieder auf, und dann schob sich der große Vogel — er hatte zusammengeduckt die Größe einer Haushenne — sehr vorsichtig auf das Nest, wackelte nach links und rechts, nach vorn und hinten und kuschelte sich in die flache Mulde hinein. Kopf und Hals waren zwar eingezogen, aber der kräftige Schnabel ragte auch jetzt noch senkrecht in die Höhe. Unheimlich starr geradeaus blickten die hellgelben Augen mit den dunklen Pupillen. So verging Stunde um Stunde. Der Wind rauschte leise im Rohr, ringsum sangen die Drossel- und Teichrohrsänger. Vom offenen Wasser her rief ein Haubentaucher sein Weibchen. In nächster Nähe trillerte ein Zwergtaucher, und aus weiter Ferne tönte dumpf der Dommelruf: „Üüü — prump.“

Fünfundzwanzig Tage nach dem Brutbeginn fielen nacheinander vier junge Dommeln aus; das fünfte Ei war taub. Soeben geschlüpfte Rohrdommeln sind putzige Kerlchen, über und über sind sie mit rostbraunen Flaumfedern bedeckt, die wie kleine Borsten abstehen, obwohl sie ganz weich sind. Während der ersten Tage werden die Jungen von der alten Dommel gehudert. Sie schützt sie vor der Kühle der Nacht und vor den heißen Strahlen der Sonne. Nur auf kurze Zeit verläßt sie die Kleinen, um Fraß zu holen.

Welch merkwürdiges Bild, wenn sie mit vollem Kropf zurückkam! Gierig reckten die Jungen die langen, dünnen Hälse nach dem Schnabel der Mutter, dann schnappte eines zu und umklammerte mit seinem kurzen, plumpen Schnabel den Schnabel der Alten, ganz hinten an der Schnabelwurzel. Der Dommelmutter war das offenbar lästig; sie versuchte ihn loszuwerden. Doch der Kleine hielt fest. Ein zweiter packte den Schnabel der Mutter weiter vorn. Endlich hatte die alte Dommel die beiden Quälgeister abgeschüttelt, aber schon wieder hing ihr einer am Schnabel und zog und zerrte von der Schnabelwurzel zur Schnabelspitze zu. Und siehe da; plötzlich öffnete sich langsam der Schnabel des Altvogels. Unter heftigem Würgen glitt eine schwärzlichgrüne Masse von der Größe eines Fingers heraus und rutschte dem Jungen direkt in den Schnabel. Ein Rest fiel daneben; die Alte nahm ihn auf und verschlang ihn wieder, auf daß nichts umkomme.

Nach wenigen Tagen wird der Fraß von der Dommel nicht mehr vorverdaut. Eben ist sie wieder auf dem Nest erschienen. Schon hat eines der Jungen ihren Schnabel gepackt. Wie bei einer Schere öffnen sich langsam die beiden Schnabelhälften, und heraus quillt ein silbrig-glitzernder Strom kleiner Fische, dem Jungvogel in den Rachen. Nach weni-

gen Minuten wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Noch immer ist der Kropf der Alten nicht leer. Jetzt hat ein dritter den Schnabel gepackt, und noch einmal purzeln kleine, glänzende Fische von einem Rachen in den anderen.

Vierzehn Tage später saß ich erneut dem Dommelnest gegenüber, bis zu den Oberschenkeln im kühlen Wasser. Die kleinen Rohrdommeln waren zwar noch lange nicht voll befiedert, an Ausfliegen war nicht zu denken. Doch sie konnten schon jetzt vorzüglich im Rohr klettern, sehr schnell sogar, wenn es sein mußte. Nur das Zuletztgeschlüpfte und damit Kleinste war noch schwach und tolpatschig. Auch die kleinen, dicken Beine waren reichlich unsicher. Mehr als einmal plumpste es ins Wasser. Dann schüttelte es erschrocken die Flügelstummel und kletterte mühsam wieder in das Nest zurück.

Eines Tages wurde es eine Beute der Rohrweihe. Wie eine große, dunkle Wolke fiel der Raubvogel mit klatschendem Schwung auf dem Dommelhorst ein. Im gleichen Augenblick waren die drei größeren Rohrdommeln im dichten Rohr verschwunden. Das Jüngste blieb sitzen und verendete in den scharfen, dolchartigen Krallen der Weihe. Doch was bedeutet das im großen Haushalt der Natur? Überall riefen in diesem Jahr die Dommeln, die großen und ihre kleineren Verwandten, die Zwergdommeln. Überall entstanden neue Nester, keimte neues Leben, wuchsen neue Generationen von Dommeln heran, und jedes Jahr wieder tönt im Rohrwald der tiefe Ruf der großen Dommel.

Auch am Nest des Zwergreiher, wie die Zwergrohrdommel genannt wird, habe ich oft gegessen. Zum Unterschied von der großen Rohrdommel brüten bei der knapp tauben-großen Zwergrohrdommel Männchen und Weibchen abwechselnd und nehmen gemeinsam an der Aufzucht der Jungen teil. Ähnlich wie die Fischreiher haben auch die Zwergreiher eine ganz ausgeprägte Ablösungszeremonie am Nest. Wird der brütende Vogel des anderen ansichtig, sträubt und senkt er unaufhörlich die Scheitelfedern, plustert das ganze Gefieder auf und klappt in schnellem Rhythmus mit dem Schnabel. Es kommt vielfach vor, daß der Vogel, der sich zur Ablösung eingefunden hat, sich durch diese drohende Gebärde des brütenden Partners einschüchtern läßt und leise wieder davonsteigt, obwohl er selbst sehr gern gebrütet hätte. Es kommt aber auch vor, daß er, unbekümmert um seinen hartnäckig brütenden und drohenden Ehepartner, auf das Nest steigt, manchmal diesem direkt auf den Rücken, bis der sich endlich davonmacht. Zwergrohrdommeln brüten, wie die Fischreiher und im Gegensatz zur großen Rohrdommel, gern in kleineren und größeren Kolonien. Ich hatte oft das Glück, in bestimmten Teichen der Oberlausitz zur Brutzeit auf einem kleinen Gebiet acht bis fünfzehn Nester der Zwergrohrdommel zu finden.





Mit merkwürdig gehemmten Schritten schleicht die Rohrdommel ans Nest





*Das starre Auge der Rohrdommel täuscht dem Beschauer Wachsamkeit vor.
In Wirklichkeit ist das die typische Brutstellung, wenn sich die Dommel unbeobachtet glaubt*



*Junge Rohrdommeln auf dem Nest —
über und über mit rotbraunen Flaumfedern bedeckt, sind putzige Kerlchen*





Das brütende Zwergrohrdommel-Männchen hat im dichten Rohrgestrüpp das sich nähernde Weibchen eräugt und „begrüßt“ es mit Schnabelklappen



Ein Jungvogel guckt der Zwergrohrdommel unter den Flügeln hervor





*Neben der Stockente ist die Tafelente die häufigste Entenart der Oberlausitz.
Unser Bild zeigt sie beim Brüten*

DER HENGST

An einem stillen, warmen Maiabend schlenderte ich auf dem Teichdamm der Ecke zu, wo sich der Wald von Rohr und Schilf, von Pfeilkraut, Froschlöffel und Süßgras ausbreitet. Ich wollte die Wasserralle vernehmen. Leuchtend hob sich im Schein der untergehenden Sonne die goldene Wand des Altrohrbestandes vom dunklen Hintergrund der Weiden und Erlenbüsche ab. Hier, zwischen dem teilweise sehr lockeren Schilfbestand, der kleine Inselchen bildete, wo das Wasser nur etwa dreißig Zentimeter Tiefe erreichte, war auch ein Lieblingsplatz der Fischreiher. Hier gingen sie, oder besser: standen sie auf Jagd. Es ist ihr Reich, das sie mit vielen Wasservögeln, mit den Tafel-, Stock-, Mittel- und Moorenten, mit den Bleßhühnern, Rallen und Tauchern, teilen. Heute waren sie nicht zu sehen. Da zerriß plötzlich ein durchdringender, langgezogener wiehernder Ruf die abendliche Stille. Er kam vom Rohrwald her. Hätte ich nicht auf dem Damm zwischen den Teichen gestanden, ich hätte meinen können, ein Pferd habe soeben nach dem heimatlichen Stall gewiehert.

„Ein Hengst im Teich?“ werdet ihr ungläubig fragen. Ihr habt recht mit eurem Zweifel. Ein Vogel ist es, der Rothalstaucher, einer unserer vier heimischen Lappentaucher oder „Steißfüße“. Und weil er als einziger Taucher zur Paarungszeit so durchdringend wiehernd ruft, wird er im Volksmund der „Hengst“ genannt. Wollen wir ihn einmal besuchen? Aber das eine muß ich vorausschicken, es wird eine ziemlich nasse Angelegenheit! Sein Nest zwar ist nicht schwer zu finden. Meistens im lockeren Schilf- oder Rohrbestand, in ruhigem, nicht allzu tiefem Wasser, nicht weit vom Ufer entfernt, hat der „Hengst“ seine schwimmende Wasserburg gebaut. Wenn sich die Pärchen nach der Rückkehr aus ihren Winterquartieren gefunden haben, holen sie vom Teichboden Klumpen faulender dunkelbrauner Schilfblätter, schleppen auf dem Wasser schwimmende Rohralme und andere Pflanzenteile herbei und bauen eine kleine, kunstvolle Insel, ihr kreisrundes Nest, mit einer tiefen Mulde und zur Seite schräg abfallenden Wänden. Oft verbindet der Rothalstaucher das Nest seitlich noch mit den emporschießenden grünen Schilfstengeln.

Da stand ich nun vor dem kleinen, schwimmenden Bau. Vom Vogel und von den Eiern war nichts zu sehen, er hatte sie vorsichtigerweise, als er mich platschend näher kommen hörte, hastig mit dem dunklen Nistmaterial zugedeckt. Keine Krähe, keine Rohrweihe vermochte jetzt die unter den schützenden Pflanzenteilen verborgenen weißen Eier zu entdecken. Diese Vorsichtsmaßnahme treffen alle heimischen Taucher (Hauben-, Rot-

hals-, Schwarzhals- und Zwergtaucher), wenn sie das Nest verlassen. Bald saß ich dann selbst, gut versteckt, drei Meter vom Tauchernest entfernt. Ich brauchte nicht lange zu warten, bis der Rothalstaucher zurückkam. Schon leuchtete zwischen dem vorjährigen Rohr, kaum vier Meter vom Nest entfernt, der kastanienbraune Hals. Ich sah den dunklen Schnabel mit der hellgelben Blesse an der Schnabelwurzel, konnte die silbergrauen Kopfseiten, die schwarze Kopfplatte mit den Federhörnchen gut erkennen. Langsam kam er näher geschwommen, für mich ein vertrautes Bild, ein schon oft erlebtes und doch immer wieder fesselndes Schauspiel. Gespannt beobachtete ich jede seiner Bewegungen. Jetzt war er dicht beim Nest, jetzt links davon, dann wieder rechts. Aber wenn ihr meint, er hätte sich zum Brüten auf das Gelege niedergesetzt, dann irrt ihr euch. Er dachte nicht daran. Er suchte offenbar sein Weibchen. Da es nicht dort war, wo es hingehörte, schwamm er schließlich wieder weg, um es anderwärts zu suchen. Da — er hatte es gefunden! Sein weithin schallendes Wiehern verriet es mir. Jetzt antwortete das Weibchen mit dem gleichen durchdringenden Wiehern, etwas höher im Ton als das Männchen. Ein liebliches Duett! Komm zum Brüten, machte das Rothalstauchermännchen seiner Eheliebsten begreiflich. Komm doch! Alles ist in Ordnung! Und schließlich kam es, immer noch zögernd, hinter ihm hergeschwommen, bis an das Nest heran. Ein paar Minuten lag es unbeweglich neben dem Nest, er dicht dabei. Leise lockte der Rothalstaucher „Wüüü — düg — düg — düg“. Sie antwortete mit dem gleichen weichen, zärtlich klingenden Ton. Dann wagte sie einen energischen Sprung auf den Nestrand; ist sie doch schwerfällig, unbeholfen, ein rechter Steißfuß, dem die Beine ganz hinten sitzen und dessen Element das Wasser ist. Mit flinken Schnabelbewegungen legt sie die unter den faulenden Pflanzenteilen versteckten Eier frei. Noch ein schaukelndes Schrittchen zur Nestmitte, und sie stand breitbeinig über dem Gelege, ließ sich behutsam erst mit dem Steiß, dann mit der Brust, schließlich mit dem ganzen Körper darauf nieder, drückte sich offensichtlich fest in die Mulde über ihrem Schatz und brütete. Irgend etwas schien ihr nicht ganz geheuer. Kopf und Hals, lang ausgestreckt, gingen dauernd nach rechts und nach links. Endlich beruhigte sie sich und sank etwas zusammen, beobachtete jedoch die Umgebung immer noch scharf.

Ist der Rothalstaucher nicht ein herrlicher bunter Vogel? Auf dem glänzendbraunschwarzen Rücken glitzern in der Morgensonne viele kleine Wasserperlchen. Wie wundervoll leuchtet der rotbraune Hals, gleich der Farbe einer reifen Kastanie. Buntfarbig ist auch der Kopf. Als ich die erste Aufnahme machte, sprang das Rothalstaucherweibchen erschrocken hoch und verließ das Nest. So groß war der Schreck,

daß es nicht einmal das Gelege zudeckte. Angespant blickte es aus einigen Metern Entfernung nach meinem Versteck. Ich rührte mich nicht, um sein Mißtrauen nicht zu steigern. Natürlich vermochte es Verdächtiges weder zu sehen noch zu hören. Das große Schilfbündel, in dem ich steckte, war ihr seit Tagen ein gewohnter Anblick. Also kam sie nach wenigen Minuten wieder zum Nest, sprang hinauf und brütete weiter. Auch die Taucher sind, wie viele andere Vögel, an ihnen zunächst unbekannte Geräusche leicht zu gewöhnen. Sie erschrecken zwar das erstemal, wenn dicht bei ihrem Nest der Schlitzverschluß der Kamera schnurrt, aber wenn sie das mehrmals gehört haben, ist es ihnen so vertraut, daß sie gar nicht mehr darauf achten. Ich konnte mich nach einer Stunde ungestört in meinem Ansitz räuspern, konnte sprechen, pfeifen, nichts dergleichen machte Eindruck auf den brütenden Vogel. Aber glaubt nicht, daß das für alle Vögel gilt! Ihr Verhalten bei Veränderungen und Geräuschen am Nest ist sehr unterschiedlich. Rohrweihe, Bleßhuhn, grünfüßiges Teichhuhn, manche Grasmückenarten reagieren auf jede Veränderung in der näheren Umgebung des Nestes, sehr oft sogar dadurch, daß sie das Gelege, ja selbst die Jungen, verlassen. Der Fluchtabstand ist bei diesen Vogelarten sehr groß, ihr Fluchttrieb viel stärker als ihr Brutzwang. Andere Arten wieder sind sehr wenig empfindlich. Ich baute einmal mein Versteck an einem Schwanzmeisennest in etwa einem, sage und schreibe: einem Meter Entfernung an. Noch während des Anbauens — ich war also zu sehen! — kam der Vogel ganz unbekümmert in kurzen Abständen mit Futter zum Nest geflogen, als ob ich überhaupt nicht existierte. Ähnlich vertraut am Nest sind oft auch die Zwergrohrdommeln und die Limosen. Dabei bestehen bei allen Vögeln außerdem noch große individuelle Verschiedenheiten. Ein Vogel der gleichen Art ist mißtrauischer als der andere. Der Ausdruck „vertraut sein am Nest“ könnte übrigens irreführen; denn in dieser Situation handeln alle Vögel unter mehr oder weniger starkem Brutzwang, der sie Mißtrauen, Schreck oder Angst überwinden läßt. Doch kommt dazu auch die Gewöhnung. Steht etwa ein Ansitz während der gesamten Brutperiode — bei Nesthockern, besonders bei Raubvögeln, sind das sechs Wochen — mehrere Meter neben dem Horst oder dem Nest, erlebt der Vogel immer wieder die gleichen Geräusche, sieht er die gleichen Vorgänge, so gewöhnt er sich schließlich so daran, daß er sich völlig unbekümmert benimmt. Für einen guten Beobachter ist es leicht, festzustellen, ob ein Vogel sorglos oder ängstlich auf dem Gelege sitzt. Alle Taucherarten, der Reiher, der Kiebitz, die Limose, der Rotschenkel, die Zwergrohrdommel, der Eisvogel, die Trauerseeschwalbe, der Wespenbussard, sind am Nest verhältnismäßig leicht auf Geräusche zu „dressieren“.

Um so empfindlicher reagieren die meisten unserer heimischen Vögel auf Bewegungen, die der im Versteck verborgene Beobachter macht und die irgendwie sichtbar werden, sei es, daß der ganze Ansitz schwankt oder daß ein Finger am Objektiv zum Vorschein kommt. Das Vogelauge beobachtet sehr scharf. Das kleine Vogelhirn registriert jede Veränderung der Umgebung des Nestes. Sich unsichtbar machen, den Ansitz, am zweckmäßigsten ein kleines Zelt, gut verkleiden, seiner nächsten Umgebung anpassen — das sind Grundbedingungen, wenn man Vögel am Nest beobachten oder gar photographieren will. Doch die Mühe lohnt sich. Erst durch dieses geduldige Beobachten lernt man den Vogel wirklich kennen, seine Stimme, seine Balzspiele, die Art und Weise, wie er die Jungen aufzieht, und vieles andere. Erst auf diese Weise entstehen mit Hilfe der Kamera wertvolle Naturdokumente. Sie zu sammeln und die entsprechenden Beobachtungen zu notieren ist viel wertvoller, als sich etwa eine Balg- oder Eiersammlung anzulegen. Die allermeisten dieser Sammlungen bleiben in den Anfängen stecken, werden ein Fraß der Motten und verstauben. Außerdem gibt es in unseren Museen und wissenschaftlichen Instituten schon genügend, zum Teil ausgezeichnete Sammlungen dieser Art, die jedem zugänglich sind, der auf diesem Teilgebiet der Ornithologie wissenschaftlich arbeiten will.

Kehren wir zurück zum Ansitz am Rothalstaucher. Er erhob sich schwerfällig, stand über dem Gelege, wendete behutsam mit dem Schnabel die Eier und ließ sich langsam wieder nieder. Dann nahm er vom Nestrand Niststoffe auf und zog sie dicht an seinen Körper heran, als wollte er jeden Zwischenraum zwischen den Eiern und sich verstopfen. Ein paar kleine Taucherfederchen lagen auf dem Nestrand. Sie wurden, wie ich schon oft beobachtete, aufgepickt und mit Vergnügen verschluckt. Weshalb? Ich weiß es nicht. Es ist dies eine charakteristische Eigenart aller Taucher.

Mehrere Stunden waren unterdessen vergangen. Die Sonne meinte es gut. Wieder stand das Rothalstaucherweibchen auf und verließ ohne ersichtlichen Grund das Nest. Einige Sekunden lag es noch regungslos neben dem Nest im Wasser. Platsch — da war es von der Bildfläche verschwunden. Nein, nicht weggeschwommen, sondern untergetaucht. „Ich möchte am liebsten in die Erde versinken“, sagen wir in bestimmten, uns unbequemen Situationen. Nun, die Taucher können das in ihrem Reich, dem Wasser, ausgezeichnet. Sie versinken in Sekundenschnelle, schwimmen zwanzig bis dreißig Meter unter Wasser und tauchen an einer ganz anderen Stelle wieder auf. Da schwamm auch schon das Tauchermännchen zur Brutablösung heran, sprang auf das Nest, nahm Platz und brütete weiter.

Einige Tage später hatte bereits ein Taucherküken das Licht der Welt erblickt. Und wo saß der kleine, mit hübschen, schwarzweißen Streifen gezeichnete Kerl? Auf dem Rücken seiner Mutter, die auf den restlichen Eiern brütete. Ab und zu blickte er unter ihren Flügeldecken hervor. „Dack — dack — dack“, mit diesem Ruf kam der andere Rothals geschwommen, dicht an das Nest heran. Er fütterte den Kleinen, der vom Rücken der Mutter aus nach dem futterspendenden Schnabel gierte. Die kleinen Taucher machen ihrem Namen vom ersten Tage an alle Ehre. Ihnen ist das Tauchen angeboren. Eben noch schwimmen sie hinter dem Altvogel her. Da, wie auf ein Signal, sind plötzlich alle verschwunden, Alte und Junge. Ich wußte, als ich einmal dieses kleine Erlebnis hatte, daß sie mich nicht gesehen haben konnten. Weshalb also das plötzliche Wegtauchen? Aha! Da kam schon die Ursache im schaukelnden Fluge angesegelt — eine Rohrweihe. Der Taucher hatte sie diesmal viel früher gesehen als ich.

Unter Ornithologen ist die Meinung verbreitet, die Taucher verließen das Gelege bereits mit dem ersten geschlüpften Jungen, so daß die letzten Eier meistens umkämen. Das stimmt aber nicht, wie ich an zahlreichen Gelegen von Hauben-, Rothals-, Schwarzhals- und Zwergtauchern feststellen konnte. Nur ausnahmsweise, bei besonders groben Störungen, wird das Gelege verlassen, bevor alle Jungen geschlüpft sind. So waren beispielsweise zwei Tage nach dem Schlüpfen des ersten Taucherjungen alle vier „Vogel-fohlen“ des „Hengstes“ ausgeschlüpft, von dem ich erzählte. Das Tauchernest lag verlassen. In einigen Monaten treten die Taucher die große Reise nach dem Süden an. Im kommenden Frühjahr können wir sie wieder begrüßen und ihr fröhliches, weithin schallendes Wiehern hören.



Der farbenprächtigste unserer heimischen Taucher ist der Rothalstaucher



Da schwimmt der Hengst, wie der Rothalstaucher im Volksmund genannt wird





Behutsam läßt er sich auf dem Gelege nieder





Unbekümmert um die Geräusche der Kamera brütet der Rothalstaucher ruhig weiter



Auf dem Rücken seiner Mutter fühlt sich der kleine „Hengst“ wohl

Im Herbst trippeln Kampfläufer und Lachmöwen im Schlamm des im Ablassen begriffenen Teiches umher



ERLEBNISSE MIT ROHRWEIHEN

Zu den schönsten der für unsere Teich- und Binnenseelandschaften charakteristischen Vögel gehört die Rohrweihe, ein etwa bussardgroßer Raubvogel, ein Meister des Schweb- und Gleitfluges, ein gefürchteter Feind aller Vögel, besonders der Jungvögel, die wie er in der Welt des Rohres und des Wassers zu Hause sind. Als arger Räuber ist die Rohrweihe bei vielen Menschen verschrien, und viele ihres Geschlechtes sind den Kugeln blindwütiger Schützen zum Opfer gefallen. Ihr geht es wie vielen anderen Raubvögeln unserer Heimat. Weil ihr gelegentlich Entenkücken ebenso gut schmecken wie dem Menschen erwachsene Enten, kommt sie mit diesem ihrem ärgsten Feind in Konflikt, wird sie verfolgt, abgeschossen, werden ihre Horste geplündert oder zerstört. Dabei lebt sie nur nach den gleichen großen Naturgesetzen wie alle anderen Lebewesen. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt sie, auf Jagd nach Beute zu gehen. Tiere sind weder gut noch böse. Erst der Mensch mit seinen egoistischen Zielen stempelt sie zu „Räubern“, mißt sie ganz unbegründet mit menschlichen Maßstäben. Als ob ein Vogel, ein Raubvogel etwa, unterscheiden könnte zwischen „Raub“ und „gesetzlicher Aneignung“, zwischen Schaden und Nutzen, den er dem Menschen bringt! Gewiß, die Rohrweihe ist der Feind der Enten- und Taucherkücken. Sie greift das brütende Bleßhuhn auf dem Nest. Sie holt sich die halbflüggen Jungen des Drosselrohrsängers. Dem jungen Kiebitz nützt es wenig, wenn er sich drückt; die Rohrweihe greift ihn. Sie fängt aber auch den Wasserfrosch und den Maulwurf, die Wasserratte, die Feldmaus und den kranken oder vom Fisch- oder Seeadler geschlagenen und liegengelassenen Fisch.

Es gibt kaum einen Vogel der Teiche und Sümpfe, der so scheu, so empfindlich gegen Störungen ist, wie die Rohrweihe. Wer sie am Horst beobachten will, muß viel Geduld mitbringen und mit manchem Mißerfolg rechnen. Ich habe an etwa einem halben Dutzend Rohrweihenhorste in der Oberlausitz „angesessen“, um die Weihen zu beobachten und zu photographieren. Doch bislang war es mir nie möglich, lückenlos die Brut und die Aufzucht der Jungen zu beobachten. Entweder wurden das Gelege oder auch die Jungen verlassen, oder Eiersammler plünderten den Horst, oder Teicharbeiter zerstörten ihn, oder es wurde einer der Altvögel, das Weibchen, abgeschossen, so daß die Jungen elend verhungerten, da das Rohrweihenmännchen zwar die Beute zum Horst trägt, aber in den meisten Fällen sie den Jungen nicht schnabelgerecht zerkleinert und reicht. Viele Rohrweihengelege gehen auf diese Weise im Laufe einer Brutperiode verloren. Doch trotzdem stellten sich jedes Jahr zur Brutzeit an den

mir bekannten Großteichen, sofern noch genügend Altschilfbestand vorhanden war, die Rohrweihen ein. Ihr einziger Feind ist der Mensch. Mir jedenfalls ist aus der ornithologischen Literatur kein Fall bekannt, daß eine Rohrweihe die Beute eines größeren Raubvogels oder irgendeines Raubtieres geworden wäre.

Einmal — es war bereits Mitte Juni — suchte ich im dichten zweijährigen Rohrwald eines schmalen, kaum 100 Meter breiten Teiches nach dem Nest der großen Rohrdommel. Mühsam arbeitete ich mich, bis zum Leib im Wasser, durch die klirrenden Rohrspieße hindurch, immer wieder im morastigen Boden einsinkend, so daß ich nur mit großer Anstrengung einmal den rechten, dann den linken Fuß aus dem zähen Schlamm herausziehen konnte. Ich hörte nichts als den eintönigen Ruf des Drosselrohrsängers und das Knacken und Klirren des spröden Altrohres, das knickte und brach, als ich es so mit Armen und Körper beiseite schob. Das Rohrdommelnest fand ich an diesem Tage nicht, aber es gab eine andere freudige Überraschung. Plötzlich hörte ich wenige Meter neben mir einen ganz ungewohnten Ton, ein lautes klatschendes Geräusch. Nur dadurch wurde ich aufmerksam; sonst wäre ich an dem Rohrweihenhorst vorbeigegangen, so dicht stand der Rohrwald. Das Geräusch kam von vier halbflüggen Rohrweihen, die vor Schreck über mein Auftauchen im Horst aufgestanden waren, klatschend die Flügel ausbreiteten und mich mit gespreizten Schwingen, mit geöffneten Schnäbeln und gesträubtem Gefieder, das überall noch die Spuren der zarten Daunenfedern zeigte, begrüßten. Eine fünfte kleine Rohrweihe war noch im schmutzigen, weißen, flaumigen Daunenkleid. Sie saß zusammengeduckt zu Füßen ihrer größeren Geschwister. Jetzt hörte ich auch aus der Höhe einen der Altvögel aufgeregt kickern. Ein gut versteckter Ansitz war in respektabler Entfernung vom Horst bald aufgebaut. Als ich nach einigen Tagen, mit Kamera und Stativ versehen, wiederkam, war das Jüngste der Rohrweihenjungen spurlos verschwunden. Die vier anderen dagegen empfingen mich erneut mit ausgebreiteten Schwingen und aufgerissenen Schnäbeln. Auf dem Horstboden — die Rohrweihen legen ihren Horst immer im Rohrwald unmittelbar über dem Wasserspiegel an — lag ein toter, von den Weihen bereits angefressener Maulwurf, ein Zeichen, daß die Altvögel trotz meines Ansitzes weitergefüttert hatten. Schleunigst verschwand ich in meinem Versteck und wartete, bis über die Knie im Wasser, geduldig sechs Stunden auf die Rückkehr eines der Altvögel . . . Umsonst! Sie hatten offenbar Verdacht geschöpft und kamen nicht zum Horst. Die Jungen hatten sich während dieser Zeit im Horst ganz ungeniert benommen und den Maulwurf nach und nach verschlungen. Enttäuscht zog ich bei sinkender Sonne mit schmerzendem Rücken und steifen Beinen wieder ab.

Zwei Tage darauf war ich wieder am Rohrweihenhorst. Mein Erstaunen war groß. Jetzt waren nur noch drei Jungvögel da. Die Reste des vierten, des kleinsten, lagen im Horst. Er war von seinen eigenen Geschwistern aufgeessen worden, eine Beobachtung, die man bei Rohrweihen öfter machen kann. An diesem Tage hatte ich mehr Glück. Bereits nach einer halben Stunde kreiste eine der alten Rohrweihen wenige Meter über dem Horst. Höchst gespannt, den Finger immer am Abzug der Kamera, den Blick auf die Mattscheibe gerichtet, wartete ich eine weitere halbe Stunde. Ich merkte am Verhalten der Jungen, die dauernd die Köpfe nach oben drehten und leise keckerten, daß sie einen der Altvögel sahen. Plötzlich fiel mit Blitzesschnelle das Weibchen mit Beute in den Fängen auf dem Horst ein und war in der nächsten Sekunde auch schon wieder verschwunden, während sich die Jungen gierig und flügelschlagend auf die Beute stürzten, um sie zu verschlingen. Das Schauspiel wiederholte sich mehrere Male. Jedesmal sauste das Weibchen mit derartiger Schnelligkeit auf den Horst herunter, erhob sich mit solcher Windeseile wieder, daß ich nicht zum Kameraschuß kam. Nur ein einziges Mal trug das wundervoll kontrastreich gefärbte Männchen mit dem silbergrauen Stoß und den aschgrauen Flügelbändern Beute zum Nest. Es hatte es nicht so eilig, und so glückte mir eine Farbaufnahme. Jetzt wußte ich, die Altvögel hatten jede Scheu vor dem Ansitz verloren und fütterten fleißig weiter. Wenige Tage darauf waren die jungen Rohrweihen ausgeflogen. Ich sah die fünfköpfige Familie im Himmelsblau über dem Rohr und der blinkenden Teichfläche kreisen, Beherrscher der Lüfte, die bald die weite, große Reise nach Vorderindien oder nach dem tropischen Afrika antreten würden.

Ein anderes Mal saß ich in gehöriger Entfernung vom Rohrweihenhorst, gut versteckt durch Zelt- und Rohrverkleidung. Das Weibchen war — eine große Seltenheit — sehr bald nach der Störung zum Horst zurückgekehrt und brütete tiefgeduckt in der Horstmulde geduldig über den fünf kalkweißen Eiern. Aus der Nähe rief eine Rohrdommel. Von der Sumpfwiese her klangen Kiebitzrufe und Rotschenkelgedudel. Unermüdlich wiederholten Teich- und Drosselrohrsänger ihr anspruchsloses Liedchen. Aus großer Höhe rief das Rohrweihenmännchen. Der brütende Vogel drehte den Kopf schräg nach oben, ohne sich zu rühren. Endlich! Nach etwa zwei für den Beobachter ziemlich langweiligen Stunden erhob sich das Weibchen, flog ab und kam nach wenigen Minuten mit einem Bündel Rohrhalme im Schnabel zurück, die es sauber auf dem Horstrand verteilte. Das Rasseln des Schlitzverschlusses der Kamera störte den Vogel überhaupt nicht — eine große Ausnahme bei den sonst scheuen Rohrweihen. Als ich jedoch zwei Tage darauf wieder vor dem Horst stand, war er leer, offenbar von Menschen ge-

plündert; denn es waren keinerlei Spuren von Schalenresten zu entdecken, die etwa darauf hingedeutet hätten, daß Krähen die Räuber waren. Auch von den beiden Vögeln war nichts zu sehen und zu hören, und ich war um eine Enttäuschung reicher.

An einem dritten Horst der Rohrweihe schien anfangs ebenfalls alles gut zu gehen. Die scheuen, mißtrauischen Vögel hatten sich bereits an mein Versteck gewöhnt. Das kaffeebraun gefärbte Weibchen mit der hellen, gelben Kopfplatte brütete weiter über ihrem Fünfergelege. Da tauchten wenige Tage darauf — es war Ende Mai — in nächster Nähe zwei merkwürdige Gestalten im Rohrwald auf, zwei Männer, die breite Schürzen vorgebunden hatten. Sie waren eifrig damit beschäftigt, die bereits zerfallenen vorjährigen Rohrkolben zu sammeln, eine willkommene Matratzenfüllung, wie sie mir später erklärten. Sie hatten selbstverständlich keine Ahnung, daß sie stundenlang unmittelbar neben dem Weihenhorst im Wasser umherstiefelten, um ihrer nützlichen matratzenfüllenden Beschäftigung nachzugehen. Wie es gar nicht anders sein konnte, nahm das Rohrweihenpärchen diese grobe, stundenlange Störung übel. Es kam nicht mehr zum Gelege zurück.

Etwa vierzehn Tage später, an einem trüben, regnerischen Tag Anfang Juni, beobachtete ich das gleiche Pärchen an einer anderen Ecke des Großteiches, wie es abwechselnd zum Teichdamm flog und dort mit den Fängen Nistmaterial, dünne Zweige und Rohrhalme, aufnahm, um einige hundert Meter weiter im Rohrdickicht zu verschwinden. Es baute fleißig an einem neuen Horst. Hier auf dem Teichdamm, also zu ebener Erde, beobachtete ich auch mehrmals hintereinander die Paarung der Vögel, die ohne irgendwelche vorhergehenden Liebes- oder Balzspiele vor sich ging, es sei denn, man deutet das Bauen am Horst selbst als solches. Flügelschlagend sprang das Rohrweihenmännchen dem sich tief duckenden Weibchen auf den Rücken, balancierte wenige Sekunden und flog ab. Später fand ich auch den neuen Horst. Er war unvollendet geblieben. Sicher ist in diesem Jahr dieses Paar nicht mehr zum Brüten gekommen.



*Die Rohrweihe gehört zu den schönsten
der für unsere Teiche und Seen charakteristischen Vögel*



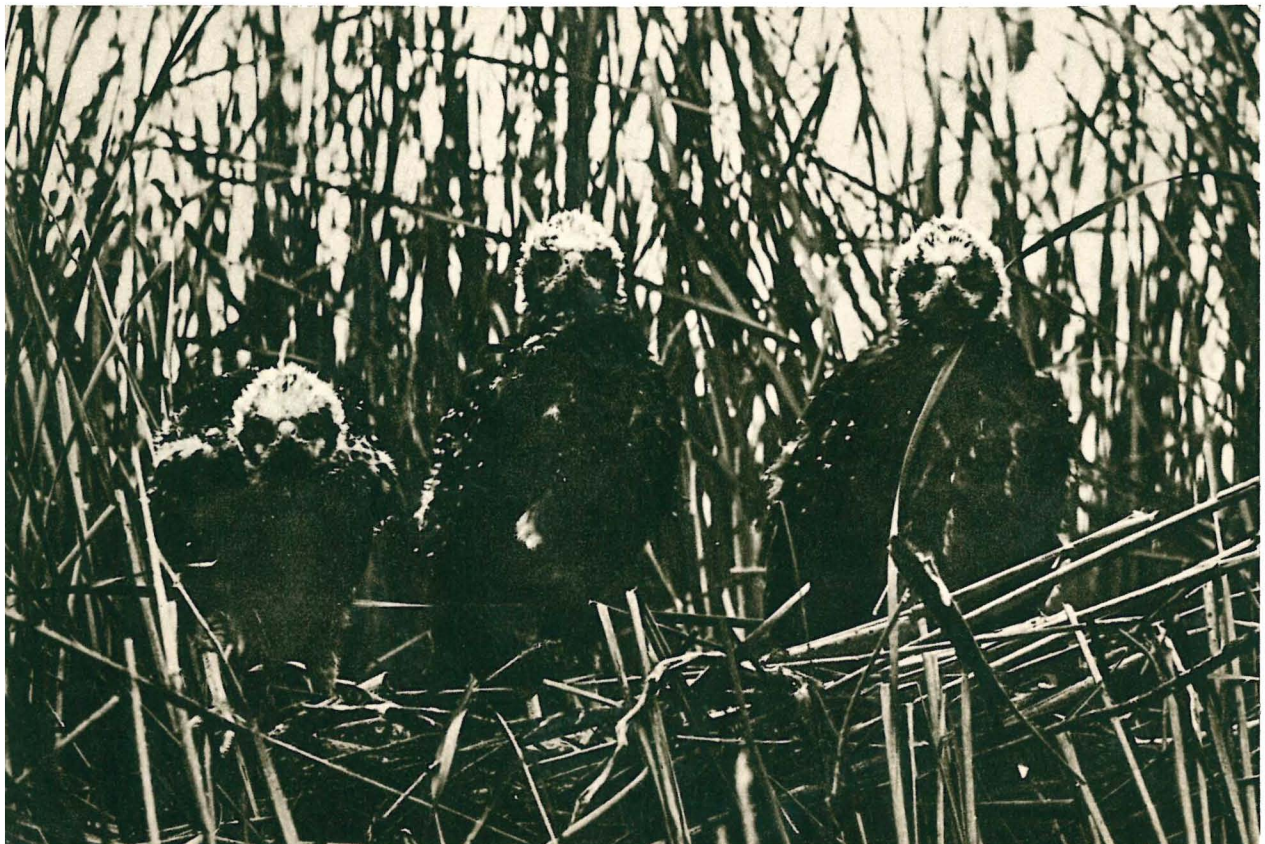


Das Rohrweihenweibchen ist mit Fraß auf dem Horst eingefallen



Erst waren es fünf junge Weihen, die sich schon recht angriffslustig gebärdeten

Drei junge Rohrweihen wenige Tage vor dem Flüggewerden



AM BRUTPLATZ DES KÖNIGSFISCHERS

Durch die Aue schlängelt sich in vielen Windungen ein Bach. Zu beiden Seiten Wiesen, schmale Feldstücke, an die sich zur Rechten und zur Linken zahlreiche größere und kleinere Teiche anschließen, einer hinter dem anderen. Schwarzerlen, dickköpfige Weiden, Birken und alte Eichen säumen das Bachufer. Zu ihren Füßen wuchert das dichte Gewirr der Brombeer- und Hopfenbüsche, der Brennesseln und vieler anderer Pflanzen. Faulbaum und Holunder, wilder Schneeball und Pfaffenhütchen verwehren auf lange Strecken dem Wanderer die Sicht auf den Bachlauf.

Wo der Bach eine besonders starke Windung macht, hat das Wasser die Ufer unterspült, das überhängende Erdreich ist nachgestürzt, hat Büsche und Sträucher mit sich gerissen und so eine etwa drei Meter hohe, kahle, lehmige Steilwand gebildet. Schon greift mit langen Armen das Gerank des Hopfens und der Brombeeren danach und überzieht hier und da die kahle Wand mit dem Grün seiner Blätter. Hier, im Halbdunkel der Bäume, haust einsiedlerisch der Eisvogel während der Zeit, da er brütet und die Jungen aufzieht. In der übrigen Zeit des Jahres finden wir ihn mitunter an den Teichen. Die Teichlandschaften sind nicht nur das Reich der stattlichen Fischreiher, sie sind auch sein Reich. Das Wasser ist sein Lebenselement. Ohne Wasser, und das heißt in diesem Falle ohne Fische, kann er nicht leben. Er gehört zu den Spezialisten unter den Vögeln, lebt ausschließlich von kleinen, fingerlangen Fischen und von Larven und Wasserinsekten. Aber mehr noch. Er ist ein wahres Kleinod unter den Vögeln, und jeder, der Gelegenheit hat, ihn aus der Nähe zu sehen, ist begeistert von der Farbenpracht seines Gefieders. Mit Recht hat ihm der Volksmund den Namen „Königsfischer“ gegeben, nicht nur, weil er ein Meister unter den Fische fangenden Vögeln ist, der mit seinem spitzen Schnabel die Beute in jähem Stoß gleichsam speert, sondern auch wegen seines wahrhaft königlichen Kleides. Nur seine Gestalt ist nicht schön im herkömmlichen Sinn. Mit seinem ziemlich dicken Kopf, dem langen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, mit dem gedrungenen kleinen Körper, den kurzen Flügeln und dem Stummelschwänzchen wirkt er ein wenig plump. Aber das vergißt man über seinem prunkenden Gefieder. Rücken und Oberschwanz schillern wunderbar blaugrün. Flügel und Kopfplatte sind dunkelgrünblau, von zierlichen, schwarzen Bändern durchzogen und weiß getupft. Er hat eine blütenweiße Kehle, rostrote Brust und rostroten Bauch, korallenrote kleine Füße; seine Augen sind groß und dunkel.

An einem Märztag schlenderte ich wieder einmal am Bachlauf entlang auf der Suche

nach dem Eisvogel. Das Schmelzwasser vom nahen Gebirge hat den Bach, der sommers so sanft dahinplätschert, in einen schäumenden, brodelnden, reißenden Fluß verwandelt. Die Ufer sind noch kahl. Von den Singvögeln sind nur wenige zu sehen und zu hören. Kleine Scharen von Schwanzmeisen wispern in den Kronen der Erlen. Vielleicht hört man auch einmal einen Schwarm Zeisige oder ein paar Kohlmeisen. Es sind unbeständige Gäste, die in dieser Jahreszeit noch unstet durch die Gegend streifen. Der Eisvogel ist schon seit mehreren Tagen da. Mit lautem „Tiet . . . tititititi . . . tiet“ jagt er sein Weibchen bachauf, bachab, immer den Windungen des Baches folgend, manchmal bis hinauf in die Kronen der noch unbelaubten Bäume. Die Liebesjagd geht mehrere Tage. Endlich sind die beiden zur Ruhe gekommen. Am Fuße der Steilwand, am Bachufer, sitzt das Weibchen, vom Männchen kaum zu unterscheiden. Immer wieder lockt es mit langem, gezogenem „Tiet — Tiet“ das Männchen. Da! Mit surrendem Flügelschlag erscheint der Herbeigerufene und fußt dicht neben dem Gefährten auf dem Zweig einer überhängenden Weide. Er ist aufgeregt; er knickt unaufhörlich, und immer wieder erklingt der zärtliche Ton „Tiet — tiet — tiet“. Beeindruckt ihn der Ruf des Weibchens? Nein, er blickt gar nicht nach ihr hin. Ihn treibt es zu ganz anderen Dingen. Er baut an der zukünftigen „Kinderwiege“ und hat keine Ahnung, daß ich, gegen Sicht gut verborgen, ihn vom Ufer aus beobachte. In der Uferwand befinden sich vom Vorjahr her drei fast kreisrunde, kaum fünf Zentimeter große Löcher, Brutröhren des Eisvogels, die tief in die Wand hineinführen und am Ende in einer kreisförmigen Mulde auslaufen. Will er sie wieder beziehen? Und da beginnt auch schon ein seltsames Schauspiel, der Balzflug des Königsfischers. Während das Weibchen aufmerksam zuschaut, ab und zu rufend, fliegt das Eisvogelmännchen bis an den Eingang einer Röhre, fliegt wieder zurück, erscheint mit schneller Schwenkung an der zweiten, jetzt an der dritten. Immer wieder kehrt er zu seinem Sitzplatz zurück. Nun schlüpft er in eine der Röhren ein, kommt sofort wieder zum Vorschein, besucht eine zweite. Plötzlich hängt er an der steilen Lehmwand, nur mit den Füßchen im Erdreich eingekrallt, und bearbeitet den Lehm mit seinem Schnabel. Was anfangs nur Balzspiel war, bekommt jetzt — auch für den Beobachter — Sinn und Zweck. Mir scheint, als feuerten ihn die Gegenwart und die zärtlichen Rufe seines Weibchens zu immer eifrigerem Arbeiten an. In kaum einer halben Stunde ist eine weitere kurze Röhre entstanden, in welche der Vogel gerade wieder verschwindet. Nur das Stummelschwänzchen guckt noch heraus. Jetzt wird mit den Füßen der sandige Lehm herausgeschafft; er rieselt herunter und bildet am Fuße der Wand einen kleinen Kegel. Das rufende Weibchen sitzt noch immer da. Plötzlich fliegt der Eisvogel pfeil-

schnell von der Wand ab und landet auf dem Rücken seiner Gefährtin. Der Schnabel faßt in ihr Nackengefieder, die zierlichen Füßchen suchen Halt in ihren Flanken. Dabei schlägt er schnell und rüttelnd mit den Flügeln, um die Balance zu halten. Das Weibchen sitzt tiefgeduckt auf der knorrigen, ausgewaschenen Wurzel, Kopf und Schnabel bilden mit der Wurzel eine Linie, das Schwänzchen ist seitlich in die Höhe gestelzt. Kaum eine Viertelminute dauert das Liebesspiel. Schon ist das Männchen wieder fortgeflogen, während sich das Weibchen aufplustert, sich schüttelt und sein Gefieder glättet. Dann fliegt es gleichfalls weg.

Wer weiß, warum die neugegrabene Röhre nicht weiterbearbeitet wurde. Vielleicht war ein unüberwindbares Hindernis, ein Stein, eine Wurzel, im Wege. Vielleicht wählte das Weibchen von sich aus eine der vorjährigen Röhren. Genug, nach vier Tagen lagen im Brutkessel, am Ende einer der alten, achtzig Zentimeter tief in die Lehmwand hineinführenden Brutröhren bereits zwei wie Porzellan glänzende weiße Eier. Jeden Tag kam ein weiteres dazu, bis sieben Eier auf den ausgespienen Gewölln aus unverdaulichen Fischgräten lagen. Jetzt begann eine stille Zeit für das Eisvogelpärchen. Während der ersten Tage brüteten sie abwechselnd beide, dann nur noch das Weibchen. Gelegentlich kam der Königsfischer mit einem glitzernden Fischchen im Schnabel, verschwand blitzschnell in der Röhre und fütterte das brütende Weibchen. Ganz selten, daß einmal der scharfe Pfiff ertönte, wenn der Eisvogel um eine Biegung des Baches flog und sich in die Nähe des Brutplatzes setzte.

Aber dafür hat rundherum das Vogelkonzert begonnen. Sing- und Schwarzdrosseln wetteifern miteinander im Gesang. Unaufhörlich ertönt der hübsche Ruf der Kohlmeise. Goldammern und Buchfinken schmettern ihre Melodien in den schönen Frühlingstag hinein. Der Gartenbaumläufer zirpt sein Liedchen, Ringeltauben rucksen. In einer kleinen Fichtendickung am Bachufer hat der Zilpzalp kaum einen Meter über dem Erdboden auf den Zweigen einer Fichte sein Nestchen gebaut. Wie ein winziger Backofen sieht es aus, mit seitlichem, kreisrundem Eingang. Von den Wiesen her klingen Kiebitzschrei und Rotschenkelruf, und am Abend, wenn mit der sinkenden Sonne der Chor der kleinen Sänger verstummt ist, beginnt das Rotkehlchen seine schwermütige Weise. Die Dämmerung bricht herein. Über die Wiesen wallen Nebelschleier. Aus den Rohrdickichten der Seen und Teiche rundherum tönt der tiefe Baß der großen Rohrdommel, trompeten und wiehern die Rothalstaucher. Sie sind die Solisten in der nun beginnenden Nachtmusik der Laubfrösche und der Wasserfrösche, der Knoblauch- und der Kreuzkröten. Das ist ein unaufhörliches Quaken, Quarren und Trillern, unterbrochen vom

Glockenruf der Unken. Immer wieder fällt der Baßton des Dommelrufes ein, gleich tiefen Gongschlägen. Erst mit dem Morgengrauen verstummt das Konzert der vierbeinigen Sumpfgeister. Aufs neue verkünden die Lerchen als erste den jungen Tag.

So verging der April. Eines Tages gab es für das Königsfischerpärchen große Aufregung. Die Jungen waren geschlüpft. Immer wieder kam das Weibchen mit einer zerbrochenen Eischale im Schnabel am Eingang der Röhre zum Vorschein und flog damit fort. Sieben kleine, häßliche, nackte und blinde Wesen lagen in dem völlig dunklen Brutraum auf einem Mulm von Fischgräten, die von den brütenden Eltern ausgespien worden waren und nun als Polsterung dienten. Nichts wies darauf hin, daß sie einmal so herrliche, bunte Vögel werden würden. In den ersten Lebenstagen wurden die kleinen „Königskinder“ vom Eisvogelweibchen unablässig gehudert, gewärmt und gefüttert. Sie wuchsen zusehends. Eines von ihnen saß, nach Atzung gierend, ständig an der Stelle des Brutraumes, wo die Röhre einmündete. Und nachdem einer der Altvögel in die Röhre eingeschlüpft war und dem sperrenden Jungen einen Fisch in den Schlund gestopft hatte, drehte sich der Kleine um, drückte das Hinterteil in die Röhrenmündung und spritzte den flüssigen Kot in die Röhre hinein, wo er zum Teil versickerte, zum Teil nach außen ablief. Kaum hatte er sich mit vollem Kropf umgedreht, wurde er vom nächsten Jungen gedrängt und gestoßen, damit er Platz machte am Futterloch. Jetzt saß der an der Röhrenmündung, gleich hungrig und gleich häßlich. Und so ging es reihum, ein richtiges kleines Karussell, wie es einmal der große Ornithologe Heinroth scherzhaft bezeichnet hat. Jeder kam an die Reihe, erhielt seinen Fisch und machte dem nächsten Platz, bis er selbst wieder an dem ersehnten Fleckchen saß. Keiner kam auf diese Weise zu kurz. Jeder wuchs gleichmäßig und schnell heran. Bald war für das Weibchen kein Platz mehr im Brutraum. Es hatte nur noch Futter herbeizuschaffen, und das war eine schwere Arbeit, denn das Männchen hatte sich schon nach acht Tagen am Füttern nicht mehr beteiligt. Der Grund der Röhre wurde immer glitschiger und schmieriger. Jedesmal, wenn das Weibchen mit einem Fisch im Schnabel in die Röhre einschlüpfte, beschmutzte es sich das Bauchgefieder. Offenbar war ihm das unangenehm. Anders ist nicht zu erklären, was ich in der Folgezeit sehr oft beobachtete. Sogleich nachdem es aus der Röhre herausgefahren war — erst erschien immer das Schwänzchen, und im letzten Augenblick drehte sich der Vogel herum —, klatschte es drei- bis viermal auf die Wasseroberfläche des Baches auf, wie ein von Kindern geschleuderter flacher Stein, der über das Wasser hüpfte. Offenbar wurde auf diese einfache Weise das Gefieder gesäubert.

Oft macht der Eisvogel zwei Bruten im Jahr, gelegentlich sogar drei ineinandergeschach-

telte. Während also die Jungen der ersten Brut noch gar nicht ausgeflogen sind, brütet das Weibchen bereits auf den Eiern der zweiten Brut. Ein Jahr später hatte ich das seltsame Glück, das Ausschlüpfen der ersten Brut zu beobachten. Im Juli des gleichen Jahres erlebte ich dann die Paarung eines Eisvogelpärchens auf dem Anflugast vor dem Versteck, und zu meiner größten Überraschung sah ich, daß das Weibchen ein Jungvogel war, kenntlich an den Resten der gelben Schnabelwülste. Vater und Tochter als Hochzeitspärchen! Es glückte mir sogar, von dieser Szene eine Aufnahme zu machen.

Leider begegnet man dem Königsfischer nicht allzu häufig. Viele von ihnen gehen in strengen Wintern ein. Andere werden das Opfer des Sperbers oder des Habichts, zweier unserer heimischen Raubvögel, die sich im Gebiet der ostsächsischen Teichlandschaften und der Lausitzer Heide noch verhältnismäßig oft vorfinden. Am häufigsten stellt der Mensch dem Eisvogel nach. Es ist sein Unglück, daß ihm Fischchen am besten schmecken, und er hat begreiflicherweise nicht die Fähigkeit, zu unterscheiden, ob es sich dabei um wertlose Fische oder um Brutfische handelt, die für den Menschen kostbar sind. Besonders an Forellenzuchtteichen wird er deshalb schonungslos in kleinen Tellereisen weggefangen. Auch hier triumphiert das Prinzip der Nützlichkeit bei der Einstellung der Menschen zu den Vögeln ihrer Heimat. Es wäre sehr zu bedauern, wenn der Eisvogel das Schicksal so mancher anderer Vogelart erleiden würde, die heute schon nahe daran ist, auszusterben. Erfreulicherweise mehren sich in den letzten Jahren die Stimmen, die unsere Vögel nicht mehr unter dem engherzigen Gesichtspunkt „nützlich“ oder „schädlich“ betrachten. Das läßt uns hoffen, daß jeder, der sich ein warmes Herz für die Natur und ihre Geschöpfe bewahrt hat, auch in Zukunft noch oft den Königsfischer in unserer engeren und weiteren Heimat antreffen wird.





Ein Eisvogelpärchen beim Liebesspiel



Der Zilpzalp vor seinem Nest, das, dicht über dem Boden, auf einer kleinen Fichte steht

Auf den buschbestandenen Teichdämmen sucht der Igel im alten Laub nach Insekten





Eine Trauerseeschwalbe neben ihrem kunstlosen Nest. Ein Ei ist bereits gepickt — bald wird das Junge schlüpfen

Zu den in ihrem Bestand gefährdeten Vögeln gehören auch die Trauerseeschwalben







*Auch der Wespenbussard ist in Sachsen allenthalben anzutreffen.
Im Unterschied zum Sperber, zur Rohrweihe und den übrigen heimischen Raubvögeln
leben die Wespenbussarde vorwiegend von Wespen- und Hummellarven*

ROTBLESSCHEN

Auf das grünfüßige Teichhuhn, das Rotbleßchen, wie es im Volksmund genannt wird, wurde ich im vergangenen Frühjahr erneut durch seinen eigentümlichen Ruf aufmerksam. Stets, wenn ich an einer bestimmten Stelle des großen Teiches vorüberkam, hörte ich aus dem dichten Rohrbestand, nicht weit vom Ufer, das vereinzelte laute „Pürr . . . pürr . . .“ dieser kleinen, hübschen Rallenart, die mit dem häufigen Bleßhuhn und der Wasserralle sehr nahe verwandt ist. Das Nest mit den neun hellgelben, mit rotbraunen Strichelchen und Punkten besetzten Eiern war bald gefunden. Aufgeregt rief der Vogel ganz in der Nähe, ohne daß ich ihn zu Gesicht bekam. Mit Ausnahme des Bleßhuhnes lassen sich alle unsere heimischen Rallenarten nur sehr selten sehen; kein Wunder, daß sie den meisten Menschen, besonders in der Stadt, nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Hat man einmal das Glück, im Rohrdickicht eines Teiches das Rotbleßchen zu Gesicht zu bekommen, dann fällt einem als erstes das leuchtende Rot der Stirnplatte und des Schnabels auf. Von den olivgrünen Beinen, von denen der Vogel seinen lateinischen Namen (*Gallinula chloropus*) hat, ist draußen in „freier Wildbahn“ nichts zu sehen. Wie in vielen anderen Fällen, ist der volkstümliche Name „Rotbleßchen“ viel treffender als sein wissenschaftlicher Name. Er drückt das wirklich Kennzeichnende des Vogels aus, die rote Stirnblesse. Ich wußte aus trüben Erfahrungen und früheren Beobachtungen, wie empfindlich das Teichhuhn — übrigens auch das Bleßhuhn — gegenüber Störungen am Nest ist. Deshalb baute ich sehr behutsam im reichlich knietiefen Wasser das Versteck auf, das ich der Umgebung des Rohrwaldes, wo das Nest stand, gut anpaßte. Die nächste Umgebung des Nestes, das, wie immer beim Teichhuhn, mit einem kleinen Dach aus heruntergezogenem Schilf und Süßgrasblättern im tiefen Schatten lag, ließ ich ganz unberührt. Kaum zwanzig Minuten hatte die Störung gedauert. Wie wird sie von dem Rotbleßchen aufgenommen werden? Ist der Bruttrieb stärker als der Fluchttrieb vor dem in einigen Metern Entfernung entstandenen „Schilfhaufen“, meinem Versteck? Wie das Nest des Bleßhuhns und mancher Entenarten, z. B. das der Tafelente, die gar nicht weit davon brütete, hatte auch das des Teichhuhns einen kunstvoll aus trockenem Rohr und Schilf gebauten, schräg aus dem Wasser hinaufführenden Ausgang zum Nest, der unglücklicherweise gerade dem Ansitz gegenüber lag. Wird ihn der scheue Vogel auch weiterhin benutzen? Drei Tage später watete ich, mit Kamera und Stativ ausgerüstet, wieder zum Teichhuhnnest. Nichts hatte sich verändert, und — welche Freude — die neun Eier waren brutwarm. Die erste Störung hatte der kleine Kerl also

nicht übelgenommen. Behutsam bog ich noch einige störende Halme beiseite, machte das Blätterdach ein wenig lichter und verschwand im Ansitz, in den nächsten Stunden unsichtbar und unhörbar für alles Getier rund um mich herum. Es dauerte auch gar nicht lange, und die Drossel- und Teichrohrsänger riefen wieder fröhlich und unbekümmert ihr „Karrekiet“. Ein Zwergrohrdommelmännchen lockte mit melodischem „Wurr . . . wurr“ sein Weibchen. Hinter meinem Ansitz quiekte und grunzte eine Wasserralle wie ein kleines Ferkel. Doch erst nach einer halben Stunde meldete sich das Rotbleßchen dicht neben mir mit lautem „Pürr“. Ich wagte kaum zu atmen, vermied jedes Geräusch in meinem nassen, unbequemen Ansitz, um ja keinen Verdacht zu erwecken. Angestrengt suchte ich auf der Mattscheibe der Kamera nach dem Vogel. Nichts zu sehen als das immer gleiche Bild des Nestrandes und des Halmgewirrs. Da zuckt plötzlich ein leuchtend-roter, schmaler Strahl dicht beim Nest auf, verschwindet, erscheint auf der anderen Seite wieder, wird erneut vom Blätterschatten verschluckt. Ich sehe schon, den bisherigen, gewohnten Laufsteg zum Nest wird Rotbleßchen nicht benutzen. Irgend etwas ist ihm nicht geheuer. Wieder vergingen Minuten. Da erschien blitzschnell über dem Nest das leuchtendrote Signal erneut, und blitzschnell wurden Kopf und Hals wieder zurückgezogen. Dabei hatte ich mäuschenstill gesessen. Wieder kam das Köpfchen hervorgeschossen, wieder verschwand es. Versteht ihr, wie so etwas am Geduldsfaden zerrt? Endlich, endlich sah ich, wie sich der kleine, etwa rebhuhn große Vogel von links, tief geduckt, förmlich auf das Nest hinaufschob. Dann erschienen Kopf und Hals in der Nestmulde, der ganze im Schatten fast schwarz wirkende Vogel wurde sichtbar. Welch eindrucksvolles Bild! Wirklich, es gibt für das grünfüßige Teichhuhn keinen treffenderen Namen als Rotbleßchen! Nun hatte es sich fest auf die Eier gekuschelt und blieb regungslos sitzen. Nur Kopf und Hals wurden unaufhörlich nach rechts und links gewendet. Wo droht Gefahr? Woher kommt ein fremdes Geräusch? So vergingen fünfzehn Minuten. Ich wagte noch keine Aufnahme, um das Teichhuhn nicht durch das Geräusch des ablaufenden Verschlusses zu erschrecken. Mochte es erst einmal eine halbe Stunde brüten. Und siehe da, nach und nach löste sich die Starre des Vogels, verschwand seine Nervosität. Eifrig begann er, sich halb aufrichtend, mit dem Schnabel Halme und Rohrstengel heranzuziehen. Bald war das von mir gelichtete Halmdach wieder dicht und gab bergenden Schatten. Mir wurde dadurch manche Aufnahme verdorben, da der Vogel jetzt oft vom Gewirr des Rohres fast völlig verdeckt war. Doch was schadete das schon! Die wertvollen Beobachtungen blieben mir doch.

Nicht weit davon war ein Pärchen Teichrohrsänger dabei, sein einziges Junges zu füt-

tern. Es war ein merkwürdiger Kerl. Der Bursche hatte einen unersättlichen Appetit. Kaum erschien einer der Teichrohrsänger am Nest, da riß er schon, unaufhörlich scharf zirpend, den kleinen Schnabel auf. Ein großer, scharlachroter Schlund wurde sichtbar, ein richtiger Freßsack, in den die beiden kleinen Rohrsänger unaufhörlich hineinstopften, was sie an Insekten und Kerfen zu fangen vermochten. Sie selbst waren viel kleiner als ihr gefräßiger Nachkomme. Kein Wunder! Es war ein junger Kuckuck, der aufgeplustert im Nest hockte und den sie noch würden füttern müssen, wenn er schon die ersten Flugversuche in die nächste Umgebung des Nestes machte.

Der Teichrohrsänger ist einer der häufigsten Wirtsvögel des Kuckucks in den großen Teichgebieten. Er vermag, wie alle anderen Wirtsvögel, das Kuckucksei von seinen eigenen Eiern nicht zu unterscheiden. Der noch blinde, nackte, jämmerlich aussehende kleine Kuckuck wirft nach und nach alles andere, was sich außer ihm im Nest befindet, ob Ei oder Jungvogel, aus dem Nest hinaus. Das klingt unwahrscheinlich, ist aber feststehende Tatsache. Der Vorgang, der auch schon photographisch festgehalten wurde, spielt sich folgendermaßen ab: Der nackte, blinde Jungkuckuck kriecht mit dem Kopf unter das Ei oder den anderen Jungvogel, läßt ihn sich auf den Rücken, der in diesem Entwicklungsstadium muldenförmig vertieft ist, rutscht zum Nestrand und wirft den Huckepack, den er sich aufgeladen hat, über Bord. Ihr entrüstet euch darüber? Sehr zu Unrecht. Wir müssen uns hüten, Vorgänge der Natur mit menschlichen Maßstäben des Guten oder Bösen zu messen. Die Natur kennt weder das eine noch das andere. Legen wir menschliche Wertmaßstäbe an sie an, so gehen wir unweigerlich fehl. Eine andere Frage ist es, wie der Brutparasitismus bei den Kuckucksvögeln entstanden ist, von denen es viele Arten auf der Erde gibt. Wenn wir darauf eingehen wollten, brauchten wir ein ganzes Buch, um wenigstens eine der auf diese Frage möglichen Antworten geben zu können.

Doch zurück zum grünfüßigen Teichhuhn. Das Rotbleßchen stürzte förmlich vom Nest, als ich nach einigen Stunden den Apparat abbaute und das Stativ zusammenschob. Diese ungewohnten Geräusche jagten ihm offensichtlich Angst ein. Doch der Brutzwang ist meistens viel stärker als die Erinnerungen an Schreckerlebnisse. Kaum war die vermeintliche Gefahr vorüber, kam das Teichhuhn wieder zum Gelege. Einige Tage später war das erste Junge geschlüpft, ein schwarzes Federbällchen mit den Andeutungen einer roten Blesse. Es war ebenso ängstlich wie seine Mutter und krabbelte, obwohl es kaum einige Stunden alt war, erschrocken aus dem Nest, als ich mich zu ihm hinabbeugte. Ich holte es zurück, verbarg mich selbst im Ansitz und machte noch einige Aufnahmen. Vier Tage später waren alle neun Jungen geschlüpft und unauffindbar.



Im Halmgewirr ist das grünfüßige Teichhuhn während des Brütens kaum zu entdecken

*Unruhig wendet das Rotbleßchen den Kopf
mit dem lackroten Schnabel und der gelben Schnabelspitze hin und her*







Der junge Kuckuck hat im Teichrohrsängernest kaum noch Platz



WENN DIE STÖRCHE ZIEHEN...

An einem klaren Herbsttag wandere ich, wie so oft schon, durch die Landschaft der Lausitzer Teiche. Die Störche, nach denen ich vor dem Dorfeingang Ausschau hielt, sind fort, weggezogen nach ihrer zweiten Heimat, dem heißen Afrika. Im Rohrwald der Teiche, auf den schattigen Dämmen, in Busch und Heide ist es still geworden. Kein Dommelruf klingt mehr über die weiten Wasserflächen. Die Taucher schweigen schon längst. Höchstens, daß einmal eine Familie Schwarzhals- oder Rothalstaucher mit den fast erwachsenen Jungen einer späten Brut zu sehen ist oder ein Schoof Stockenten wassertretend und flügelschlagend vor dem Ankommenden vom Uferrand nach der Mitte des Teiches zu flüchtet. Pirol und Kuckuck, Grasmücke und Drossel, das ganze gefiederte Volk der Sänger ist verschwunden. Welch lautes, fröhliches Leben herrschte noch Anfang August im Röhricht! Da sang immer noch der Teichrohrsänger unermüdlich sein kleines Lied, während sein Weibchen brütend über dem zweiten Gelege saß. Da trillerte nicht weit davon der Zwergtaucher; auch er hatte bereits die zweite schwimmende Wasserburg gebaut, auf der sein Ehepartner brütend thronte.

Heute dagegen war's still rundum. Langsam schlenderte ich auf einem der Dämme der nahen Flußaue zu. Vom Wasser her zog der Nebel. Das taunasse Gras war übersät mit vergilbten Birkenblättern. Zwischen den Stengeln eines Rainfarnstrauches glitzerte ein Spinnennetz, auf dessen hauchzarten Fäden sich der Nebel in tausend winzigen Perlchen niedergelassen hatte. Überall roch es nach Erde, nach Laub und Wasser. So schnell schon ist es vorbei mit der Sommerseligkeit, mit Vogeljubel und Blütenduft, dachte ich ein wenig schwermütig und freute mich doch zugleich auf die Herbstgäste, die sich jedes Jahr auf den Teichen um diese Zeit einstellen. Sie kommen oft weit her, aus dem Norden und Nordosten Deutschlands, aus der Volksrepublik Polen und den riesigen Weiten der Sozialistischen Sowjetunion.

Als sich der Nebel verteilte, sah ich auch, daß der Großteich zu meiner Linken fast ganz abgelassen war. Überall ragten bereits größere und kleinere Schlamminselchen aus der weiten Wasserfläche heraus. Die Sonne brach durch den Nebel. Da waren auch schon die ersten Gäste, die sich an dem großen „Tischleindeckdich“ eingefunden hatten. Etwa fünfzig Kiebitze standen in dem seichten Wasser; einige liefen lebhaft hin und her. Sicher waren es Zuzügler; denn die im Frühjahr in den Teichgebieten brütenden Kiebitze waren schon vor mehreren Wochen nach dem Süden gezogen. Immer wieder pickten sie blitzschnell im Schlamm nach Nahrung. Zwischen ihnen stand ein Trupp Flußregen-

pfeifer. Auch sie kamen von weit her. Plötzlich schnurrte einer weg, anders kann man es kaum nennen, so schnell bewegten sich die kleinen Beinchen. Dann blieb er wieder wie angewurzelt stehen, ein zweiter folgte ihm, ein dritter. Der ganze Schwarm geriet in Bewegung. Auch sie pickten eifrig im Teichschlamm. Immer näher kamen sie dem Damm, auf dem ich stand. Obwohl sie mich schon sehen mußten, belästigte meine Gegenwart sie offensichtlich gar nicht. Jetzt konnte ich auch ohne Fernglas deutlich die schwarzweiße Zeichnung des Kopfes und Halses und die dunklen, mit einem bernsteingelben Ring umgebenen Augen erkennen. Natürlich fehlten auch die Fischreihier nicht. Es war ein vertrautes Bild, wie sie dastanden, mit eingezogenem Hals, unbeweglich. Sie waren, wie die Kiebitze und Regenpfeifer, auf der Durchreise. Plötzlich hatte mich einer von ihnen eräugt. Jäh fuhr er mit dem langen Hals in die Höhe. Im Nu folgten ihm alle anderen. Ich hatte Deckung hinter einer starken Eiche gefunden und zählte über zwanzig Reihier. Immer noch standen sie sichernd, abflugbereit. Kaum trat ich — zweihundert Meter von den Reihern entfernt — hinter dem schützenden Baum hervor, als die grauen Gesellen mit schweren Flügelschlägen aufflogen. Schnell gewannen sie an Höhe und kreisten über der weiten Teichfläche, bis der Störenfried außer Sicht war.

Während ich weiterging, flogen vor mir etwa zehn Wasserläufer hoch. Weiter draußen, auf der offenen Wasserfläche, fielen sie ein. Noch während sie flogen, sah ich, daß es dunkle Wasserläufer waren. Sie kamen aus ihrem Brutgebiet, den Tundren Lapplands. Ebenfalls ganz regelmäßige Durchzügler sind die Alpenstrandläufer. Auch sie waren schon eingetroffen, wie ich zu meiner Freude feststellen durfte. Sie trippelten im Teichschlamm umher, wobei sie immer zusammenblieben, und nickten unaufhörlich. Plötzlich erhob sich der Schwarm mit lautem Schwirren in die Luft. Dicht zusammenhaltend, vollführten die Vögel einige Rundflüge mit scharfen Schwenkungen, stürzten jäh und erhoben sich wieder, um sich erneut auf dem Teich niederzulassen. Im Flugbild ähnelten sie den Staren. Auch Kiebitzregenpfeifer und Kampfläufer habe ich schon in ihrer Gesellschaft gesehen, wenn die Blätter fielen.

Während ich mich noch mit den kleinen Strandläufern beschäftigte, fiel mein Blick wieder auf die großen Rotschenkel, wie die dunklen Wasserläufer auch genannt werden. Ein einziger unter ihnen war etwas kontrastreicher gefärbt. Doch die Entfernung war viel zu groß, um etwas Sicheres ausmachen zu können. Nicht einmal mein starkes Prismenglas reichte dazu. Ich versuchte, näher heranzukommen. Gebückt lief ich auf einen schmalen Querdamm zu und schlich dort weiter. Das taunasse Gras und das Rohr zu beiden Seiten überschütteten mich wieder mit feinen Wasserperlen. Aber was schadete

das schon! Jetzt war ich bis auf hundert Meter herangekommen. Durch das Rohr hindurch wagte ich einen Blick auf die hochbeinigen Wasserläufer. Da war auch der Bursche, um dessentwillen ich mir nasse Stiefel und Hosen geholt hatte. Doch es hatte sich gelohnt, denn ich sah, daß da zwischen den großen Rotschenkeln ein Grünschenkel stand. Deutlich konnte ich die Farbe der Ständer und die etwas hellere Unterseite erkennen. Wo mag er das Licht der Welt erblickt haben? Hat er die Sonne Lapplands gesehen? Trippelte er in den Tundren der nördlichen Sowjetunion als kleiner, unbeholfener Jungvogel hinter seiner Mutter her? Wer vermag es zu sagen? Wenn es sich nicht um Vögel handelt, deren Brutgebiete der Wissenschaft genau bekannt sind, können wir nur in Ausnahmefällen mit Sicherheit die Heimat dieser Durchzügler feststellen; dann nämlich, wenn ein Vogel, der zufällig in seiner Heimat beringt worden ist, geschossen wird oder sonstwie lebend oder tot in unsere Hände fällt. Durch das Ringexperiment, das vor vielen Jahren Professor Thienemann als erster in großem Maßstab durchführte, ist schon viel Klarheit in die Geheimnisse des Vogelzuges gekommen. Wir wissen über die Zugstraßen, die Zugdauer und manche andere Einzelheit aus dem Wanderleben vieler unserer Zugvögel schon recht gut Bescheid; aber das ist trotzdem nur ein sehr bescheidenes Teilwissen. Vieles ist für uns noch Geheimnis und wird es wohl auch noch lange Zeit bleiben. Hier bietet sich ein dankbares Arbeitsfeld und Forschungsgebiet allen denen, die beruflich oder aus Liebhaberei das Leben unserer heimischen Vogelwelt studieren.

NAMENVERZEICHNIS DER IM BUCH VORKOMMENDEN VOGELARTEN

1. *Alpenstrandläufer*

Calidris alpina alpina (L.)

Diesen kleinen, etwa stargroßen Strandläufer fand ich zur Zugzeit im Herbst auf abgelassenen Teichen Ostsachsens, meistens in kleinen Trupps von 20 bis 30 Vögeln.

2. *Drosselrohrsänger*

Acrocephalus arundinaceus (L.)

Wegen seines charakteristischen Gesanges wird er im Volksmund auch „Karrekiet“ genannt. Er ist, wie der Teichrohrsänger, ein geschickter Nestbauer und hält sich vorwiegend im Rohrwald auf. Sein Nest enthält von Mitte Mai an meistens vier bis sechs Eier.

3. *Dunkler Wasserläufer*

Tringa erythropus (Pall.)

Auch ihn können wir in Deutschland nur auf dem Durchzuge im Herbst oder im Frühjahr an flachen und auf abgelassenen Teichen beobachten.

4. *Eisvogel* — *Alcedo atthis ispida* (L.)

Diesen vereinzelt an Bächen und Teichen vorkommenden farbenprächtigen Vogel nennt der Volksmund wegen seiner Fischkünste und seines herrlichen blau schimmernden Gefieders „Königsfischer“. Er gräbt in steilen Uferwänden, gelegentlich auch in Sandgruben, eine etwa ein Meter lange Röhre, an deren Ende sich der Brutraum befindet. Von April bis Ende Juli kann man das Gelege — sechs bis sieben weiße, porzellanartig glänzende Eier — finden. Viele Eisvögel machen zwei Bruten im Jahr. Auch drei Bruten kommen gelegentlich vor.

5. *Fischreiher, grauer Reiher*

Ardea cinerea cinerea (L.)

Er war in früheren Jahrhunderten ein häufiger Brutvogel in Deutschland, der uns, wie alle Zugvögel, im Herbst verläßt. Während sein Jagdgebiet Teiche und Seen sind, brütet er auf hohen Kiefern, Buchen oder Eichen, viele Kilometer vom Wasser entfernt, meistens in einsamen Wäldern. Sein Gelege — vier grünblaue Eier — fand ich bereits Anfang April.

6. *Flußregenpfeifer*

Charadrius dubius curonicus Gmelin

Zugvogel, den man in seinen Brutgebieten, Schotterbänken der Flüsse, trocken liegenden Teichen, leicht übersehen kann. Beim Brüten ist er auf seinen vier Eiern meistens von Mitte Mai an zu finden.

7. *Grünfüßiges Teichhuhn*

Gallinula chloropus chloropus (L.)

Wegen seiner leuchtendroten Stirnblasse heißt es im Volksmund „Rotbleßchen“. Ein häufiger Brutvogel an den bewachsenen Ufern kleinerer und größerer Teiche und Wassergräben. Das Rotbleßchen macht oft zwei Bruten im Jahr, und es kommt vor, daß die Jungen der ersten Brut die der zweiten Brut füttern. Das Gelege enthält meistens sieben bis zehn Eier.

8. *Grünschenkel*

Tringa nebularia (Gunn.)

Wegen seines verhältnismäßig hellen Federkleides wird er auch heller Wasserläufer genannt, der bei uns nur während der Zugzeit im Früh-

jahr und im Herbst auf den Schlammflächen abgelassener Teiche und gelegentlich an Flußufern zu beobachten ist.

9. *Haubentaucher*

Podiceps cristatus cristatus (L.)

Bei allen Tauchern sitzen die Beine weit hinten. Deshalb werden die Taucher auch Steiße genannt. Da die Zehen aller Steiße mit großen Schwimmlappen versehen sind, nennt man sie Lappentaucher. Wegen seiner Stimme heißt der Haubentaucher in manchen Teilen Deutschlands (im Ruppiner Kreis) im Volksmund „Ork“ oder „Zorch“. Er ist ein Zugvogel, der hinsichtlich seiner Nahrung und seines Brutgebietes an größere Teiche oder Seen gebunden ist. Das Gelege (vier kalkweiße Eier) finden wir Ende April und besonders im Mai im schwimmenden Nest mitten im Rohrwald.

10. *Kampfläufer* — *Philomachus pugnax* (L.)

Seinen Namen hat er von den heftigen, doch völlig harmlosen Balzkämpfen der Männchen, die in jedem Frühjahr auf „Kollerplätzen“ inmitten weiter Wiesenflächen ausgefochten werden. In Sachsen ist der Kampfläufer nur Zugvogel.

11. *Kiebitz* — *Vanellus vanellus* (L.)

Im Volksmund wird er wegen seiner merkwürdigen Balzstellung Feldpfau genannt. Er gehört zur Familie der Schnepfenvögel und ist an seinem charakteristischen Ruf und seinem Federschopf am Hinterkopf leicht zu erkennen. Bei uns lebt er in sumpfigem, offenem Gelände, das meistens an Wasser grenzt. Die Zahl der Kiebitze hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr vermindert. Die vier Eier, die wir bereits Anfang April finden können, liegen in einer kleinen, flachen Bodenmulde.

12. *Kranich* — *Grus grus* (L.)

Er heißt im Volksmunde wegen seiner lauten trompetenden Stimme auch „Krohn“. In Sachsen gibt es zwar noch einige Brutpaare dieser schönen großen Vögel, doch sein Bestand ist ernstlich bedroht, da der Kranich, wie mehrere andere unserer Großvögel, Kulturflüchter ist. Das große, flache Nest, auf moorigem Boden oder dicht über dem Wasserspiegel flacher Teiche, enthält meistens nur zwei Eier.

13. *Kuckuck* — *Cuculus canorus canorus* (L.)

Weil der Kuckuck hinsichtlich seiner Gefiederfärbung und seines Flugbildes dem Sperber ähnlich ist, hat sich vielerorts der Aberglaube erhalten, daß sich im Winter der Kuckuck in einen Sperber verwandele. Der Kuckuck bevorzugt eine ganze Anzahl von Wirtsvögeln, in deren Nester er regelmäßig seine Eier legt, so u. a. in die Nester von Grasmücken, Bachstelzen, Rohrsängern, Rotkehlchen, Zaunkönigen, rotrückigen Würgern. Das Kuckucksei sieht dem des Wirtsvogels in Farbe und Größe meistens sehr ähnlich.

14. *Lachmöwe*

Larus ridibundus L.

Sie ist die einzige noch verhältnismäßig häufig bei uns im Binnenland brütende Möwe, die während des Winters in die Städte kommt und sich an den Flüssen und Strömen aufhält. Sie brütet meistens in kleineren oder größeren Kolonien. Leider geht ihre Zahl, besonders infolge der rücksichtslosen Eierräuberien, stark zurück.

15. *Schwarzschnäzige Uferschnepfe* — *Limosa limosa limosa* (L.)

Im Volksmund ist sie ihrer Stimme wegen unter dem Namen Greta oder Gritta und wegen ihres langen Schnabels und ihrer hohen Ständer (Beine) als Stordschnepfe bekannt. Sie

ist, wie alle Schnepfen, ein Zugvogel und liebt sumpfiges Land, wo wir im Mai ihr flaches Nest mit den vier Eiern finden können.

16. *Rothalstaucher*

Podiceps griseigena griseigena (Bodd.)

Im Volksmund „Hengst“ genannt wegen seines wiehernden, durchdringenden Rufs. Er ist ein Zugvogel und lebt, wie alle anderen Taucher, auf Teichen und an den Rändern von Seen, bevorzugt jedoch kleinere Wasserflächen. Von Mitte Mai an ist sein Gelege (vier bis fünf kalkweiße Eier) vollzählig.

17. *Große Rohrdommel*

Botaurus stellaris stellaris (L.)

Wegen ihrer lauten, dumpfen, weithallenden Rufe und ihres Aufenthalts in Rohr und Sumpf wird sie im Volksmund „Moorochse“ genannt. Zugvogel, der bereits im März wieder in seinem Brutgebiet — dichten Rohrwäldern der Teiche und Seen — eintrifft. Sie gehört zur Familie der Reiher und ist hinsichtlich ihrer Nahrung und ihres Brutgebiets an stehende Binnengewässer gebunden. Ihr flaches, im dichten Altschilf wenig über dem Wasser stehendes Nest mit den fünf bis sechs olivbräunlichen Eiern findet man von Mitte April an, vorwiegend im Mai.

18. *Rohrweihe*

Circus aeruginosus aeruginosus (L.)

Dieser bussardgroße Vogel ist der Vogel der Teiche und Seen, besonders in Ostdeutschland. Wie die meisten heimischen Raubvögel, wird er im Volksmund oft als Stößer bezeichnet. Das Vollgelege — vier bis sechs weiße Eier — finden wir von Ende April an bis in den Juni hinein im geräumigen Horst inmitten dichten Rohrbestandes, einen halben bis dreiviertel Meter über dem Wasser.

19. *Rotschenkel*

Tringa totanus totanus (L.)

Im Volksmund „Tüte“ genannt wegen seiner charakteristischen Rufe. Zugvogel, der zur Familie der Schnepfenvögel gehört. Ähnlich wie der Kiebitz liebt er nasse Wiesen, verlandende Teiche. Der Rotschenkel ist in Deutschland stark im Abnehmen begriffen. Sein Gelege — vier dunkelbraune, gefleckte Eier — findet man im April und im Mai.

20. *Sperber* — *Accipiter nisus nisus* (L.)

Für den häufigen Sperber ist die volkstümliche Bezeichnung Stößer besonders zutreffend. Seinen Horst finden wir in 8 bis 10 Meter Höhe meistens auf Fichten, gelegentlich auch auf Kiefern. Der Sperber gehört nicht zu den Charaktervögeln unserer Teichlandschaften, ohne dort jedoch völlig zu fehlen. Von Mitte Mai an brütet er auf seinen vier bis sechs Eiern.

21. *Schwarzer Milan*

Milvus migrans migrans (Bodd.)

Heimischer Raubvogel, im Flug kenntlich am gegabelten Schwanz. In Deutschland gelegentlich Brutvogel in Wäldern, die an größere Teiche oder Seen grenzen. Sein Horst, der meistens sehr hoch in alten Bäumen steht, enthält in der Regel zwei Eier. Der Milan ist Allesfresser und gilt als Sanitätspolizei, da er an den Teichen verendete Fische, Aas usw. aufliest.

22. *Schwarzhalstaucher*

Podiceps nigricollis nigricollis (C. L. Brehm)

In Ostsachsen fand ich diesen hübschen, mit goldgelben Ohrbüscheln geschmückten kleinen Taucher immer kolonienweise brütend. Meistens legt er erst Ende Mai, Anfang Juni fünf bis sechs Eier. Sein schwimmendes Nest finden wir im Rohr der Teiche.

23. *Tafelente* — *Nyroca ferina* (L.)

Sie ist in Ostsachsen eine der häufigsten Enten. Das Nest können wir im dichten Rohr oder Schilf unserer kleinen und größeren Teiche von Ende Mai an finden.

24. *Teichrohrsänger*

Acrocephalus scirpaceus scirpaceus (Hermann)

Diesen knapp sperlingsgroßen Rohrsänger trifft man oft im Röhricht unserer Teiche. Gelegentlich fand ich in seinem kunstvoll zwischen Rohrstengeln geflochtenen Nest das Ei eines Kuckucks.

25. *Temminckstrandläufer*

Calidris temminckii (Leisl.)

Diesen kaum rotkehlchengroßen Schnepfenvogel sah ich nur gelegentlich auf dem Durchzug, meistens im Herbst. Sie brüten im ganzen nördlichen Eurasien von Norwegen bis Ostsibirien in der Moostundra.

26. *Trauerseeschwalbe*

Chlidonias nigra nigra (L.)

Ihren Namen hat sie, wie alle Seeschwalben, wegen ihres tiefgegabelten Schwanzes, ähnlich dem der Schwalben. Sie lebt viel mehr auf Binnengewässern als an der Seeküste. In Sachsen ist sie in den letzten Jahrzehnten im Rückgang begriffen. Das Gelege der Trauerseeschwalbe — meistens drei Eier — können wir auf kleinen Schlammhügeln, auf faulenden Rohr- oder Schilfanhäufungen inmitten der Teiche im Juni finden.

27. *Wespenbussard*

Pernis apivorus apivorus (L.)

Im Volksmund wird er auch „Immen- oder Läuferfalke“ genannt, da man ihn gelegentlich

auf dem Waldboden oder in der Heide beim Ausscharren eines Wespen- oder Hornissenbaues beobachten kann. Sein Gelege — meistens zwei Eier — ist erst im Juni zu finden. Er lebt während seines Aufenthaltes bei uns vorwiegend von Wespen-, Hummel- und Hornissenlarven.

28. *Zwertäucher*

Podiceps ruficollis ruficollis (Pallas)

Er ist reichlich amselgroß und der kleinste der heimischen Steiße und taucht wie seine Verwandten sehr geschickt. Meistens macht er zwei Bruten im Jahr mit je sechs bis sieben Eiern.

29. *Zilpzalp* (Weidenläubsänger)

Phylloscopus collybita collybita (Vieill.)

Dieser kleine, im Unterholz des Laub- und Nadelwaldes häufige graugrüne Vogel wird im Volksmund wegen seines Gesanges gelegentlich auch „Geldwechsler“ genannt. Sein Nest aus Blättern, Halmen, Moos und Flechten, das meistens in dichtem Gebüsch nur wenige Zentimeter über der Erde zu finden ist, sieht aus wie ein kleiner Backofen mit einem seitlichen Eingang. Die fünf bis sechs Eier finden wir von Mai an bis Ende Juni.

30. *Zwergrohrdommel*

Ixobrychus minutus minutus (L.)

Dieser kleinste Reiher hat die Größe eines Eichelhäfers. Er läßt sich nur selten blicken und brütet im Unterschied zur großen Rohrdommel oft in kleinen Kolonien. Das Gelege — sechs bis sieben kalkweiße Eier — fand ich immer erst Anfang Juni. Im Unterschied zur großen Rohrdommel brüten beide Gatten der Zwergrohrdommel.